BL
390
.D7

Class _____

Book _____

GIFT OF

ESTATE OF W. R. HESSELBACH

Das Himmelreich auf Erden.

Eine Divination der Zukunft.

Von

W. Drabitius.

Die Wahrheit ist kein künstliches, weder theologisches, noch philosophisches System, sondern ein einfaches Erkennen der vorliegenden Thatsachen, ein Diviniren und Weiterbauen von diesen Thatsachen aus. Die Wahrheit ist einfach, und es ärgert die Menschen, sagt Göthe, das sie so einfach ist.

Inhalt.

I. Ein Mensch zu Menschen.
II. Unsere Zeit.
III. Paulusthum und Kirchenthum.
IV. Zwei alte Weltanschauungen.
V. Die neue Weltanschauung.
VI. Christus und das Christenthum.
VII. Die Zukunft der Menschheit.

Cottbus, 1870.

Im Selbstverlage des Verfassers.
In Commission bei **Albert Heine** in Cottbus.

646
1593

Das

Himmelreich auf Erden.

Eine Divination der Zukunft.

Von

W. Drabitius.

Die Wahrheit ist kein künstliches, weder theologisches, noch philosophisches System, sondern ein einfaches Erkennen der vorliegenden Thatsachen, ein Diviniren und Weiterbauen von diesen Thatsachen aus. Die Wahrheit ist einfach, und es ärgert die Menschen, sagt Göthe, daß sie so einfach ist.

Inhalt.

I. Ein Mensch zu Menschen.
II. Unsere Zeit.
III. Paulusthum und Kirchenthum.
IV. Zwei alte Weltanschauungen.
V. Die neue Weltanschauung.
VI. Christus und das Christenthum.
VII. Die Zukunft der Menschheit.

Cottbus, 1870.

Im Selbstverlage des Verfassers.

In Commission bei **Albert Heine** in Cottbus.

BL390
.D7

Gift of
Estate of W. R. Hesselbach,
1920.

I. Ein Mensch zu Menschen.

Um Wahrheit ich ficht,
Niemand mich abricht,
Es brech' oder gang,
Gott's Geist mich bezwang.
Ich hab's gewagt! —
Ulrich von Hutten.

Mit dieser Schrift trete ich zum zweiten Male in die Oeffentlichkeit mit meiner Ansicht über die Geschichte der Menschheit und die Zukunft derselben, mit einer Ansicht, die durch Contemplation und Divination das Welträthsel zu lösen sucht. Das erste Mal geschah es in einer im J. 1849 erschienenen Broschüre, der Ueberarbeitung eines im Gubitz'schen „Gesellschafter" 1846 pseudonym von mir erschienenen Aufsatzes. Die Broschüre war betitelt: Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts, oder: welches ist das Endziel aller politischen, socialen und religiösen Bewegungen unserer Zeit? — vom rein menschlichen Standpunkte beantwortet. Sie war 4½ Druckbogen stark, im Selbstverlage erschienen, und ihre Auflage von 1000 Exemplaren ist jetzt vollständig vergriffen. Sie war in mehrern Blättern sehr günstig beurtheilt worden, als: in der National-Zeitung Nr. 83, im Volks-Gesellschafter von Gubitz Nr. 77, in der Neuen Stettiner Zeitung Nr. 230, in der Neuen Reform von Wislicenus Nr. 20, im Pädagogischen Wächter Nr. 45, und in der Zeitung: „Der Teutsche" (Sondershausen, Eupel) Nr. 50, — sämmtliche Recensionen vom J. 1849.

Diese zweite Schrift soll auf ein größeres, als Manuscript in meinem Pulte liegendes Werk aufmerksam machen und zur Subscription auf dasselbe animiren. Das aus ca. 90 enggeschriebenen Bogen bestehende Manuscript führt den Titel: Die neue Religion und die neue Menschheit. Ideen über die Entwickelung des Menschengeschlechts. Es ist folgenden Inhalts: I. Cap. Der rein menschliche Standpunkt. II. Cap. Die Natur. III. Cap. Der Mensch. IV. Cap. Der Bürger. 1. Abschn. Der bürgerliche Standpunkt. 2. Abschn. Reform und Revolution. 3. Abschn. Die politischen Parteien. 4. Abschn. Die socialen Parteien. 5. Abschn. Die sociale Frage. 6. Abschn. Stand und Beruf. 7. Abschn. Aristokratie und

Demokratie. V. Cap. Gott. VI. Cap. Der Gottessohn. VII. Cap. Christenthum und Paulusthum. VIII. Cap. Erlösung und Versöhnung. IX. Cap. Die Vermittelung der Gegensätze. 1. Abschn. Die Gesellschaft. 2. Abschn. Der Staat. 3. Abschn. Die Kirche. 4. Abschn. Die Schule. X. Cap. Der Mensch und die Welt. XI. Cap. Die neue Religion. 1. Abschn. Die alte Religion und ihr Gegensatz. 2. Abschn. Theologie und Philosophie. 3. Abschn. Die neue Religion. 4. Abschn. Die neue Gottesidee. 5. Abschn. Der neue Cultus. 6. Abschn. Die neue Bibel. 7. Abschn. Die neue Ansicht von Christo. XII. Cap. Die neue Menschheit. 1. Abschn. Die Entwickelung des Einzelmenschen. 2. Abschn. Die Entwickelung der Menschheit. — Der Subscriptionspreis für das ca. 20 Druckbogen enthaltende Werk soll 1 Thlr. betragen, der spätere Ladenpreis 1½ Thlr.

Als noch weiteres Ziel bezwecke ich die Gründung eines wöchentlich in einem halben Bogen zu einem billigen Preise erscheinenden Blattes zur Beförderung vernünftigen Denkens und vernünftigen Lebens oder des geistigen, sittlichen und religiös-socialen Fortschrittes in der Menschheit, mit dem Motto: Wahrheit und Klarheit im Denken! Weisheit und Liebe im Leben! — Wenn man die periodisch erscheinende Literatur rubriciren will, so wäre sie in folgende Rubriken zu bringen: 1. Belletristik, — Romane, Novellen, Gedichte u. dgl. liefernd, mehr Unterhaltung und Vergnügung bezweckend, als Belehrung und Denkanregung. Hauptgegenstand: das Verhältniß beider Geschlechter zu einander, die sinnliche Liebe und ihre Drangsale und Freuden, die schöne Sinnlichkeit. Diese Literatur hat ohne Zweifel den weitesten Leserkreis. 2. Publicistik, — Belehrung über Tagesereignisse des politischen und socialen Lebens, Zeitungsliteratur. 3. Humanistik, — Gedanken über Gott, Welt und Menschheit, über das nie veraltende, bleibende Thema der Menschheit, vom rein menschlichen Standpunkt. Mittheilung der Gedanken eines Denkenden an Denkende. — In diese letztere Rubrik soll mein zu gründendes Blatt gehören.

Es hält leider oft sehr schwer, für Werke religiösen und philosophischen Inhalts einen Verleger zu finden, namentlich, wenn sie von bedeutendem Umfange sind. Sie können eben der Natur der Sache nach nur auf einen beschränkten Leserkreis rechnen, auf die Denkenden, nach Wahrheit und Klarheit über religiöse und philosophische Fragen Strebenden. Man nennt uns ein philosophisches Volk; aber an der Scheu der Buchhändler vor philosophischen Werken merkt man dies nicht. Doch ist nicht zu verkennen, daß der Kreis der Denkenden, sich mit den Fragen: Gott, Welt, Menschheit Beschäftigenden von Jahr zu Jahr immer größer wird und ebenso der Leserkreis für Schriften solchen Inhalts, namentlich, wenn diese Fragen in klarer, faßlicher, populärer, jedem Gebildeten verständlicher Sprache behandelt werden. Dies ist nun, wie in meiner frü-

hern Schrift, so auch in der oben genannten geschehen und soll auch für die vorliegende meine Aufgabe sein.

Die vorliegende kleine Schrift soll gewissermaßen eine erweiterte Subscriptionseinladung auf das herauszugebende größere Werk: Die neue Religion und die neue Menschheit sein, sie soll in kurzen Umrissen das enthalten, was in dem größeren Werke des Weiteren ausgeführt ist, sie soll eine Selbstempfehlung dieses Werkes, ein Selbstzeugniß sein, nach dessen Lecture der Leser geneigt sein möchte, den Schriftsteller weiter kennen zu lernen, seine Ansichten weiter zu prüfen, ihm ferneres Gehör zu geben. Möge dieser mein Wunsch erreicht und die Herausgabe des Werks mir auf diese Weise ermöglicht werden! — Wer also nach Lecture dieser Schrift geneigt ist, auf das größere Werk: Die neue Religion und die neue Menschheit (ca. 20 Druckbogen, Preis 1 Thlr.) zu subscribiren, den bitte ich, mir recht bald dieserhalb die Bestellung brieflich zukommen zu lassen unter der Adresse: W. Drabitius, Schriftsteller in Cottbus (Königr. Preußen, Prov. Brandenburg). Sonderbarerweise wird nachstehende Schrift, die den Fortschritt bis an's Ende der Menschheit zu divíniren die Aufgabe hat, in einer Stadt geschrieben, die den Krebs, das Symbol des Rückschritts, in ihrem Stadtwappen führt. Möge sie nun, — das ist des Verfassers innigster Wunsch, — eine ebenso entschiedene Fortschrittsförderin sein, als der Krebs ein Rückschreiter ist! —

Den Lesern des Uhlich'schen Sonntagsblattes ist vielleicht noch erinnerlich, daß Uhlich, dem ich mein Manuscript zur Lecture und Empfehlung übergeben hatte, darüber in Nr. 46 des Jahrgangs 1862 berichtet und ein Excerpt daraus geliefert hat, betitelt: Der neue Cultus. Die Nummern 23 und 37 desselben Jahrgangs enthalten ebenso zwei Gedichte aus dem Manuscript. In Nr. 23 ist abgedruckt: „Der Christus der Menschheit" und in Nr. 37: „Zwei Kirchen". Eine sehr bedeutende Augenkrankheit, die mich im Jahre 1860 betroffen hat, und deren Folgen noch nicht gehoben sind, hat leider meine schriftstellerische Thätigkeit so lange unterbrochen und die Herausgabe des Werkes verhindert. Ich habe die Art und die Veranlassung dieser Augenkrankheit in einer im J. 1861 im Selbstverlage erschienenen kleinen Schrift geschildert und beschrieben. Die Augenkrankheit, eine Krankheit der Netzhaut, war so bedeutend, daß sie mir 1¼ Jahr jedes Lesen und Schreiben verbot und jetzt auch noch das Arbeiten bei künstlichem Lichte nicht gestattet; nur bei Tageslicht ist mir eine sehr beschränkte Zahl von Stunden zu arbeiten erlaubt. —

Ich habe nun kurz meinen Standpunkt, von welchem aus diese Schrift geschrieben wird, und meine Tendenz, das Ziel, wohin sie strebt, anzugeben, so wie auch noch einiges Persönliche voranzuschicken. Denn jeder Leser wünscht gewöhnlich etwas Näheres über den Autor zu wissen; Autor und Leser sind wie zwei Freunde, die

da zusammengehen, so lange der Leser den Autor lies't, und oft für immer beisammen bleiben und ewige Freundschaft schließen. Möchte dieses Letztere, das Beisammenbleiben, recht zahlreich der Fall sein; möchte ich recht Viele finden, die ich anrege zum Denken, die ich überzeuge und zu mir führe, wenn sie noch *suchen*, noch nicht *gefunden* haben, und die mir freundlich als Freunde und Gesinnungsgenossen die Hand drücken! — Sie sehen in mir einen wahrheitliebenden Denker, der die Wahrheit Jahre lang gesucht und nun, soweit sie eben findbar ist, gefunden hat und die gefundene hiermit frei und öffentlich mittheilt. Und sollte auch Kampf damit verbunden sein, ich scheue den Kampf nicht; denn: die Wahrheit über Alles! nach dem Spruche: Amicus Socrates, amicus Plato, magis amica veritas, und: die Aussprache der Wahrheit ohne Rückhalt! — Ein *Mensch* sein, heißt ja nun einmal: ein *Kämpfer* sein. —

Als ich, vom Gymnasium zu Cottbus mit dem Zeugniß der Reife entlassen, die Universität Halle bezog, um dort Theologie zu studiren, ausgerüstet mit den gewöhnlichen Ansichten, wie man sie eben auf Schulen und beim Prediger lernt, dachte ich noch nicht im Entferntesten daran, daß alles dies Eingelernte und als Wahrheit Angenommene mir bei eigenem Nachdenken schwinden würde. Wenn irgend ein Studium, so führt gerade das Studium der Theologie zu den Hauptfragen der Menschheit und verlangt von dem Studirenden, daß er mit diesen Fragen auf's Reine komme. Viele der Theologen freilich denken gar nicht, nehmen an, was ihnen *gegeben* wird, und damit gut. Andere denken und suchen Klarheit und Wahrheit, finden sie aber nicht, gerathen auf ihrem Gange in ein Labyrinth von Fragen, aus dem sie dann keinen andern Ausweg wissen, als sich dem starrsten Orthodoxismus in die Arme zu werfen, um doch etwas Festes zu haben. Ich gerieth gleichfalls in ein solches Labyrinth von Fragen, habe aber an dem Faden einer ganz einfachen leitenden Idee den Ausweg und statt der *alten* Wahrheit, die uns die Bibel sagt, eine *neue* gefunden, die uns nicht als arme, aus dem Paradies gejagte Sünder auf dieser Erde umherirren, sondern uns in stufenweiser Entwickelung zum Paradies der Menschheit erst heranreifen läßt.

In Halle lehrten als Universitätsdocenten Rationalisten und Supernaturalisten, Orthodoxe und Hyperorthodoxe, und alle beriefen sich auf die Bibel. Da wurde denn der arme Studirende an den Kreuzweg geführt und ihm zugerufen: wähle und entscheide dich! Nach Verlauf eines Jahres ging ich zur Fortsetzung meiner Studien nach Berlin. Hier kam noch eine Schattirung der Theologie hinzu, nämlich die Theologie im Hegelschen Philosophenmantel. Es fanden sich hier ebenfalls Rationalisten, Supernaturalisten u. s. w., genug, alle —isten, —aner und —oxen, und der arme Theologe stand an einem noch schlimmern Kreuzwege, und immer hieß es: wähle und

entscheide dich! Und dabei beriefen sich alle immer und immer auf die Bibel, alle citirten für ihre Ansichten dieselben Stellen, legten hinein und deuteten aus, und jeder behauptete, die Wahrheit zu haben. Es war und ist dies einem Marktverkehre zu vergleichen, auf welchem jeder Verkäufer denselben Artikel feil hält und jeder den Käufer allein zufrieden zu stellen verspricht. Wer da leichtgläubig ist, geht von Bude zu Bude, ohne sich entscheiden zu können, und kauft, wenn zudem seine Moral auf schwachen Füßen steht, sich endlich den Glauben, den er am besten wieder verwerthen kann. Das beim Studium angelegte Capital bringt dann in einer Pfarre seine reichlichen Zinsen, —

„denn nur vom Nutzen wird die Welt regiert" —

heißt es da, und die Losung der Welt ist — Geld! —

Ich ließ mich nun nicht vom Nutzen bestimmen, neigte mich aus Ueberzeugung zum Rationalismus, hielt auch nach dem Abgang von der Universität in meiner Vaterstadt Cottbus mehrere Predigten im rationalistischen Sinne. Zur Orthodoxie hatte ich niemals Neigung, auch blieb mir die weiche, kindliche Richtung des Pietismus stets fern. Aber auch der Rationalismus konnte mich auf die Dauer nicht befriedigen, er blieb mir auf halbem Wege stehen. Da machte denn die Lectüre des „Lebens Jesu" von Strauß auf mich einen gewaltigen Eindruck und befestigte noch mehr, worauf ich durch eigenes Nachdenken schon geführt worden war. Ich war nämlich dahin gekommen, alle Richtungen der Theologie von mir fern zu halten und aus meinem eignen Innern, nach vorangegangener Contemplation der vorhandenen Welt, mir meine eigne Ideenwelt zu construiren. Mußte ich denn annehmen, was Andere gedacht hatten? Mußte es denn immer heißen: Paulus sagt, Petrus sagt, Luther sagt u. s. w.? Hatte ich denn nicht selbst etwas zu sagen? Die Gegenstände des Denkens waren mir ja so gut gegeben, wie jedem Andern, wie jedem Menschen; auch ich stand ja eben so gut vor einem zu lösenden Räthsel, ein Ich vor — einer Welt, ein armes Menschen-Ich vor einer — unendlichen Welt! — Dieselbe und keine andere Stellung hatten die Sokrates, Plato, Paulus und alle Denker der Vorzeit ja auch nur. Man möchte jedem armen mühseligen und beladenen Menschen, der in seinem Kopfe wie in einem Korbe die Meinungen und Ansichten Anderer umherträgt und gleichsam nur ein Echo der Stimmen Anderer ist, der da ewig mit seinem: Paulus sagt, Petrus sagt, Schiller sagt, Göthe sagt u. dergl. uns entgegenkommt, wenn er selbst eine Ansicht äußern soll, zurufen: armes Menschenkind, was sagst du denn? Hast du denn nicht selbst etwas zu sagen? Hältst du dich für so gering, daß du dich nur zum Instrument hergiebst, durch das Andere sprechen? Hast du nicht selbst eine Stimme, Sitz und Stimme im Menschenparlament? —

Es kamen überdieß zu den Fragen der Theologie noch Fragen

der Politik, des socialen Lebens. Da bewegt sich denn der arme Wahrheitsucher zuerst in einem Wirrwarr von Fragen, die er zu ordnen und zu lösen hat, als da sind: Theismus, Pantheismus, Socialismus, Constitutionalismus u. a. m. Mein erstes Streben war nun, mir alle diese —ismen zu ordnen, zu registriren, in bestimmte Fächer zu bringen, so daß sie übersichtlich zu erkennen und zu überschauen waren, wie in einer Registratur die Acten der streitenden Parteien. Nach einer solchen Ordnung konnte und durfte erst eine genügende Lösung der Fragen kommen. Ich bin von jeher vermöge meines melancholischen Temperaments nachdenkend und grübelnd gewesen, mein Nachdenken ließ mich viel auf mich selbst achten, mich viel mit mir selbst beschäftigen, und diese Beschäftigung mit mir selbst leitete mich auf den Gedanken der Vergleichung der Menschheitgeschichte mit der Geschichte des Einzelmenschen, einen Gedanken, den ich weiter verfolgte, und der der Ariadnefaden ward, welcher mich aus dem Labyrinth der vorliegenden Fragen den Ausweg finden ließ. Ohne die völlige Annahme und Durchführung dieser Idee ist Jesus Christus durchaus nicht richtig zu placiren; denn zum Gott war er nicht gut und zum gewöhnlichen Menschen nicht schlecht genug, in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit aber, die im Großen genau denselben Verlauf hat, wie die Entwickelungsgeschichte des Einzelmenschen im Kleinen, findet er seinen richtigen und würdigen Platz und wird ihm die Bedeutung vindicirt, die seiner welthistorischen Erscheinung angemessen ist. Diese einfache leitende Idee bringt Klarheit in die ganze Menschheitsgeschichte, und diese Klarheit ist die Vorstufe zur menschlich möglichen, relativen Wahrheit, denn die absolute erreichen wir ja doch nicht. Jeder Denker wird gewiß das schöne Wort Lessing's unterschreiben: „Wenn Gott in seiner rechten Hand alle Wahrheit und in seiner linken das ewige, nie ruhende Streben darnach hielte und mich wählen ließe, ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb, die wahre Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" —

Meine auf diese Weise vom rein menschlichen Standpunkte aus gewonnenen Ideen veröffentlichte ich zuerst unter dem angenommenen Namen Ernst Gleba im Gubitz'schen „Gesellschafter" um Ostern 1846, als gleba, Erdenkloß, zu Erdenklößen, als Mensch zu Menschen sprechend. Denselben Aufsatz ließ ich 1849 überarbeitet und vermehrt als Broschüre drucken. Das in dieser Broschüre Gesagte genügte mir aber selbst noch nicht, es fehlte mir immer noch die rechte Befriedigung, die Rundung und Vollendung, mit einem Worte: der Abschluß. Ich verfolgte mein Thema immer weiter, selbstdenkend, lesend, Materialien sammelnd, immer auf dem einmal betretenen Wege fortschreitend. Wegen abweichender Ueberzeugung hatte ich die theologische Laufbahn gänzlich verlassen, um mich dem Lehrfach zu widmen und daneben zu schriftstellern. Das Schicksal

wollte es aber anders. Ich war an mehreren Orten Hauslehrer gewesen, hatte auch in einer Stadt Pommerns eine Privatschule. Da machte ich eines Tages im Winter mit meinen Scholaren über die Oder eine Schlittenfahrt nach einer Zuckersiederei, auf welcher Fahrt ich mich dermaßen erkältete, daß ich schwerhörig ward und es bis heute trotz angewandter Curen geblieben bin. Dies Leiden hinderte mich, ein öffentliches Lehramt anzunehmen, wozu in eben dieser Stadt Gelegenheit gewesen wäre. So war ich denn aus der theologischen Laufbahn durch meinen abweichenden Glauben und aus der Lehrerlaufbahn durch mein Gehörleiden geworfen und war nun genöthigt, mich ausschließlich der Schriftstellerei zu widmen. Doch auch dieser Plan wurde mir beinahe durch meine Augenkrankheit vereitelt und ist jetzt nur nach jahrelanger Cur und Schonung der Augen in beschränktem Maße ausführbar; denn die frühere Stundenzahl kann ich nicht wieder arbeiten, bei künstlichem Lichte gar nicht. Ein früher angefangenes Manuscript suchte ich in Berlin im October 1858, als die Gehörkur nicht gelungen war, wieder hervor und arbeitete daran bis Mitte Februar 1860, wo wegen einer Unterleibsentzündung, die mir in Bethanien geheilt wurde, 1½ Monat eine Pause entstand. Darnach arbeitete ich weiter bis zum 7. Mai. Vom 8. Mai 1860 bis zum August 1861 war durch die Schuld eines jungen Arztes, dem ich mein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, und der eine Augenuntersuchung mit dem Augenspiegel an meinen schon geschwächten und kranken Augen vornahm, sich selbst und seine Wißbegierde dabei mehr im Auge habend, als das Wohl seines Patienten, abermals eine Unterbrechung, die zu den qualvollsten Erlebnissen meines Lebens gehört. Ich habe die Veranlassung dieser Krankheit und ihre Steigerung bis zu dem Grade gänzlicher Arbeitsunfähigkeit im J. 1861 in einer kleinen Broschüre der Wahrheit gemäß erzählt. Der junge Arzt, mit dem ich in freundschaftlichem Verhältnisse gelebt hatte, und der trotzdem sein Studium mehr bedachte, als das Heil meiner Augen, ist im J. 1863 gestorben. So leide ich denn an den beiden bedeutendsten Sinnen, bin halbtaub und halbblind, habe aber, Gott sei Dank, noch einen gesunden Kopf zum Denken und eine gesunde Hand zum Niederschreiben der Gedanken und werde mir ja wohl auch durch diese meine Gedanken Freunde und treue Genossen erwerben. Das Manuscript, das unter solchen widrigen Schicksalen begonnen und geschrieben wurde, ist erst im Januar 1862 vollendet und die Herausgabe durch meinen Krankheitszustand bis jetzt verzögert worden. Es enthält den Abschluß meines Denkens, ist die Frucht jahrelangen Denkens und Forschens. Der Stoff wuchs mir während des Schreibens, es kamen mir immer neue Gedanken, die nicht abzuweisen waren, so daß der Umfang ein so bedeutender geworden ist.

Nach dieser Auslassung über meine persönlichen Verhältnisse wird der geneigte Leser erkannt haben, daß ich durch kein amtliches

Band verhindert bin, die Wahrheit, soweit ich sie gefunden habe, frei und offen zu sagen. Ich erkenne nur das Gesetz des Landes, in dem ich lebe, über mir, und das giebt mir das Recht, durch Wort und Schrift meine Meinung frei zu äußern. Und von diesem Rechte will ich in vollem Umfange Gebrauch machen. Es giebt viele Denker, die nicht sagen dürfen, was sie sagen möchten; sie sind durch ihr Amt in einen Kreis gebannt, den sie nicht überschreiten dürfen. Außer dem Staatsanwalt, dem Jeder sich fügen muß, haben sie noch das wachsame Auge, sei es des Superintendenten, oder des Landraths, oder des Präsidenten, oder sonst eines Vorgesetzten zu fürchten und sind Maßregelungen und Disciplinarstrafen ausgesetzt, wenn sie nicht ganz der hergebrachten Beamtenschablone entsprechen. Sie sind Denker und auch wiederum nicht Denker, weil das Amt ihrem Denken Schranken hinstellt, weil es sie nöthigt, von allem reformatorischen Streben abzulassen und, wie man sich populär ausdrückt, die Faust in der Tasche zu machen. Nur in der Freiheit ist das wahre Denken möglich; jeder Denker muß auf freien Füßen stehen. Nicht der vom Vorgesetzten approbirte und erlaubte Gedanke ist die Wahrheit, sondern der Gedanke, der die Prüfung des kritisirenden freien Mitdenkers aushält. —

Um nun dem Leser und Mitdenker gegenüber mit möglichster Klarheit zu Werke zu gehen, habe ich ihm die drei Fragen nach Standpunkt, Tendenz und Inhalt meines Denkens zu beantworten oder die Fragen: Wo stehst du? — Wohin strebst du? — Was hast und giebst du? —

Wo ich stehe? Welches mein Standpunkt ist? — Es ist der rein menschliche, nicht der beschränkt bürgerliche. Als reiner Mensch habe ich alle bürgerlichen Rangunterschiede und die Theaterkleidung des bürgerlichen Lebens abgelegt, führe keinen Namen, gehöre keinem Stande an, bin nicht reich, nicht arm, weder Fürst, noch Bettler; ich beschaue mir gleichsam aus der Vogelperspective das unter mir lebende und webende Menschengeschlecht. Ich spreche als Mensch zu Menschen, als Wahrheitsfreund zu Wahrheitsfreunden, als „Erdenkloß“ zu tausend Millionen, die auch nichts weiter sind; ich spreche als Denker, vor den drei Fragen: Gott, Welt und Menschheit stehend, zu Denkern, die auch davor stehen und ihre Lösung suchen, so hülfsbedürftig, wie ich, so sehnsüchtig nach Befriedigung suchend, wie ich. Denn in drei Lagen sind wir Alle gleich, der Fürst in seinem Palast und seinen köstlichen Kleidern ist dann nicht mehr, als der Bettler in seinen Lumpen, der Mächtige, über Millionen Gebietende nicht mehr, als der arme Sclave, der die niedrigsten Dienste verrichten muß, nämlich: wenn wir todt sind, wenn wir schlafen und wenn wir denken, vor dem Welträthsel stehend. Ein lebloser Körper, Speise für die Würmer ist der Leib des Königs, wie des Bettlers; ein schlafender Körper ist kein handelnder mehr, die Nacht setzt alle Könige ab, und vor dem Welt-

räthsel steht der Fürst so armselig da, wie der Bettler, der Kaiser Antonin, der Kaiser Julian, der König Friedrich der Große und andre hohe Herren, Fürsten, Lords und dergleichen so armselig, wie der Sclave Epictet, der Lastträger Ammonius Saccas, der Schuster Jakob Böhm, der Glasschleifer Spinoza, der Notenschreiber Rousseau, der Tonnenbewohner Diogenes, der arme Socrates von Athen und der eben so arme Jesus von Nazareth, der nach seiner eignen Aeußerung nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte. Ich spreche also vom rein menschlichen Standpunkte, ein Mensch zu Menschen, nicht zu Königen, Fürsten, Gelehrten, Handwerkern u. s. w. Alle diese Standesunterschiede, alle diese Formen haben zurückzutreten vor dem Wesen. Denn nicht die Schale ist das Werthvollere, sondern der Kern, und das ist eben in jedem Bürger der Mensch.

Wohin ich strebe? Was ich bezwecke und erziele? -- Dasselbe, was Ulrich v. Hutten in obigem Motto ausspricht; ich suche die Wahrheit und kämpfe für sie. Denn jeder Denker ist als solcher ein Suchender und ein Kämpfender. Ich suche die Wahrheit, wie sie Millionen vor mir gesucht haben; ich suche die Wahrheit mit Millionen jetzt lebender Menschen, in allen möglichen bürgerlichen Rangunterschieden, unter allen Nationen, unter allen Himmelsstrichen, auf der ganzen weiten Erde. Ich reihe mich der großen Zahl der Dissidenten an, der vom anerkannten, kirchlich und staatlich geltenden Glauben Abweichenden; denn jeder Denker ist als solcher Dissident, da die Kirche kein freies Denken gestattet, sondern nur Glauben, unbedingten Glauben.

Was ich habe und gebe? — Nun, lieber Leser, den Inhalt meines Denkens sollst du klar und in kurzen Umrissen in dieser kleinen Schrift finden, weiter ausgeführt aber in dem oben angegebenen Werke. Ich bin jetzt in meinem Denken über Gott, Welt und Menschheit zu einem gewissen Abschluß gekommen, ich habe gesucht und habe gefunden und theile das Gefundene dem noch Suchenden mit, zu ihm sagend: lieber Freund, prüfe meine Ansichten, meine Ideen, vielleicht sind sie derartig, daß du sie auch annimmst, jedenfalls aber werden sie dich doch anregen und zu weiterem Forschen ermuthigen. Was können wir armen Menschen denn Besseres thun, als uns gegenseitig unser Denken stärken, unsere Gedanken mittheilen, uns auf unserem jetzt noch einsamen Pfade ermuthigen! Denn wo der große Haufe geht, gehen wir nicht; wir treiben uns nicht umher im Marktgewühl des Lebens und verlieren uns nicht darin; wir gehören nicht zur großen vegetirenden und genießenden Masse, der die Wahrheit, wie sie für dieselbe dienlich ist, brockenweise gegeben wird, und dennoch sind wir die Menschheit, wir Wenigen, die wir Ideen produciren. Wenn die grasende Thiermenschheerde, die nach Gelde geht, die das Reale liebt und das Ideale verachtet, noch nach vielen Millionen zählt, so sind wir allerdings nur eine kleine

Zahl, aber doch dem Gehalte nach mehr, als jene Heerde, nach Schillers Spruche:

„Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch Wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort."

Ich habe demnach statt des alten Glaubens, den die Kirche lehrt, einen neuen, den ich durch jahrelanges Denken und mühevolle Geisteskämpfe mir errungen und gefunden habe, und ich gebe diesen neuen Glauben, theile ihn mit als solchen, der an die Stelle des alten zu treten habe, um die Menschheit zufrieden und glücklich zu machen. Klar und unumwunden spreche ich hiermit aus, was jeder Denker als Denker tendirt. Denn zunächst will er allerdings sich selbst befriedigen, dann aber auch die ganze wahrheitsuchende Menschheit. Da mich mein Lebensweg nun einmal statt eines Dorf- oder Stadtpfarrers zu einem „Stadtpfarrer des Universums", wie Jean Paul den Schriftsteller nennt, geführt hat, und statt eines nach Regulativen und sonstigen Instructionen lehrenden Lehrers zu einem freien, sich selbst nach Vernunftgrundsätzen regulirenden Lehrer der bildungsfähigen und sich bildenden Menschheit, so wünsche ich auch, daß ich recht Viele anregen und überzeugen möchte. Macchiavelli rangirt die Köpfe folgendermaßen: „Es giebt dreierlei Köpfe: erstlich solche, welche aus eigenen Mitteln Einsicht und Verstand von den Sachen erlangen; dann solche, die das Rechte erkennen, wenn Andere es ihnen darlegen; endlich solche, welche weder zum Einen, noch zum Andern fähig sind. Zu diesen kommt dann noch eine vierte, eine Klasse derer, die zwar das Rechte, wenn Andere es ihnen darlegen, zu erkennen fähig sind, die es aber, als gegen ihre persönlichen Interessen streitend, nicht erkennen wollen." Möchte meine Schrift in der ersten und zweiten Classe der Köpfe recht zahlreiche Proselyten machen; denn die dritte Classe ist zu dumm und die vierte zu schlecht.

Um nun meine Gedanken, meine gefundene Wahrheit in dieser kleinen Schrift klar und faßlich mitzutheilen, habe ich mich möglichst kurz zu fassen; das größere Werk, dessen Herausgabe ich bezwecke, wird ja den gewaltigen Stoff ausführlicher behandeln. Der Gang meiner Mittheilung soll nun nach dem auf dem Titelblatt angegebenen Inhalt folgender sein:

II. Capitel: Unsere Zeit. — Ein neuer Geist ist in der Menschheit erwacht, aber der Idee folgt noch nicht in vollem Maße die That; auch ist selbst noch ein Kampf der Ideen, ein Suchen und Forschen nach der allgemein befriedigenden Wahrheit, darum ein Geist der Unbefriedigung, des Erwartens eines Bessern und Hinarbeitens zum Bessern.

III. Capitel: Paulusthum und Kirchenthum. — Da ist namentlich Etwas, womit man nicht zufrieden, ja im höchsten Grade unzufrieden ist.

IV. Capitel: Zwei alte Weltanschauungen. — Doch begnügt man sich nicht mit der Unzufriedenheit gegen das Kirchenthum,

man greift es an der Wurzel an, an der alten theistischen Weltanschauung.

V. Capitel: Die neue Weltanschauung. — An der Stelle dieser alten theistischen Weltanschauung, die sich in die eigentlich sogenannte theistische (besser anthropotheistische) und die pantheistische theilt, ist eine neue Weltanschauung, die dritte, im Heranbilden begriffen. Darstellung dieser dritten Weltanschauung, der kosmistischen, die da behauptet: die Welt ist nicht das einmalige Von-Gott des Anthropotheismus, auch nicht das ewige Von-Gott des Pantheismus, sondern das ewige Zu-Gott des Kosmismus.

VI. Capitel: Christus und das Christenthum. — Man hat bisher mehr nur gesagt, was Christus nicht ist, aber noch keine befriedigende Antwort gegeben auf die Frage: was er ist. Er gehört nicht der Gottesgeschichte, sondern der Entwickelungsgeschichte der Menschheit an, ist nicht die zweite Person der Gottheit, wohl aber die erste Person der Menschheit; denn von ihm datirt eine neue Aera der Menschheit, ganz die gleiche, welche nach dem Erwachen der Liebe beim Einzelmenschen sich findet.

VII. Capitel: Die Zukunft der Menschheit. — Divination und Programm der Zukunft der Menschheit, des Himmelreichs auf Erden, des Lebens der Liebe in der Menschheit, des wirklichen und wahrhaften Christenthums, worin jeder Mensch ein Christus, ein gehobener, idealer, liebender Mensch, ein Christ im wahren Sinne des Wortes zu sein strebt. Die Menschheit entwickelt sich zu diesem Himmelreich, dem Reiche Gottes oder zur religiös-socialen Republik, d. h. zu einem von dem Gott erfüllten socialen Leben, worin der Teufel, die Bosheit und Selbstsucht, und seine Großmutter, die Lüge, und sein Vetter, der Mammon, die Habgier und Geldsucht, nicht mehr zu finden sind. Das Paradies auf Erden ist noch nicht gewesen, sondern wird erst sein. —

II. Unsere Zeit.

Morgenfrisch in allen Landen,
In den Gauen nah und weit
Ist ein neuer Geist entstanden,
Der die alte Welt erneut.
Und die Götzen, die vorhanden,
Zittern vor dem Geist der Zeit.
Cäsar v. Lengerke.

Wir leben in einer ereignißreichen, bedeutungsvollen Zeit; in allen Gebieten des menschheitlichen Lebens bemerken wir eine Gährung, ein Drängen und Arbeiten, um etwas Neues an's Licht zu bringen. Die alten Ideen sehen wir mit der alten Zeit nach und nach verschwinden; neue Ideen tauchen auf, sie werden hineingeworfen in's menschheitliche Leben, hineingesäet in den noch jungen Boden der Menschheit und bewähren ihre Lebenskraft, indem sie, wie alles Lebendige, nach Licht und Freiheit, nach Geltung und Anerkennung sich emporringen. Wieder, wie zu Christi Zeit, liegt die Menschheit in schmerzensreichen Geburtswehen, und die Geister sehen wir, um mit Luther zu reden, auf einander platzen, wie noch nie zuvor. Doch der geistige Kampf, das geistige Ringen ist bewußter, verständiger und allseitiger geworden; denn die Menschheit ist älter geworden, sie ist geistig gewachsen. Die Erde ist im Laufe der Zeiten im Bewußtsein der Menschen aus einer Scheibe eine Kugel geworden, und nicht mehr repräsentirt ein Einzelner, wie Christus, den Geist der ganzen Menschheit, sondern die geistige Bildung ist allgemeiner geworden, der geistige Kampf also ausgedehnter und umfassender.

Es ist eine Freude, in unserer Zeit zu leben. Denn welchen geistig befähigten Menschen interessirte nicht das Arbeiten und Ringen der Ideen, das Aufgehen einer neuen Sonne, die einer glücklichern Menschheit leuchten soll? Fühlen wir nicht durch den Kampf unsere geistigen Kräfte gestählt, lebt unser Geist nicht gleichsam doppelt, indem unsere Zeit eine alte, absterbende Welt von einer neuen, die noch erscheinen soll, scheidet, und wir uns also bestreben müssen, die Vergangenheit der Menschheit zu erforschen und zu erkennen, und auf dieser Vergangenheit fußend, einen freien Blick in der Menschheit Zukunft zu werfen? Wird nicht unser historischer Sinn geweckt und geschärft, der Sinn des Erforschens und Verstehens des Gewesenen und Seienden, mehr aber noch unsere Divinationsgabe, der Sinn des Ahnens und Enträthselns der Zukunft? Müssen wir nicht Historiker, rückschauende Propheten, wie W. v. Schlegel sagt,

und contemplative Philosophen zugleich sein, wenn wir sagen wollen: wir verstehen unsere Zeit, wissen, was sie will, und leben überhaupt mit Bewußtsein? O, die geistige Spannkraft ist in unserer Zeit auf's Höchste erregt; jährlich, ja fast täglich werden dem Geiste neue Momente geboten, die zu ordnen, zu verstehen und zu erforschen sind! —

Das Emporwachsen der neuen Ideen ist des Menschengeistes Freude; das Bewußtsein aber, daß diese schönen Ideen zu realisiren für jetzt unmöglich ist, ja, daß sie erst nach Jahrtausenden zu realisiren sein werden, das ist sein tiefer, verzehrender Schmerz. Wir sehen der Menschheit schöne Zukunft im Geiste vor uns, werden sie aber nicht selbst erleben; wir gleichen dem Moses, der das Land Canaan, wo Milch und Honig floß, vor sich sah, aber nicht selbst hineinkam. Anstatt des schönen, heitern menschlichen Lebens, das unser Geist ahnt und erschaut, sehen wir mit unsern leiblichen Augen immer noch das ekelhafte Wüthen und Rasen, Zanken und Streiten des Thiermenschen. Oder ist es nicht ekelhaft und den edeln Menschen in tiefster Seele empörend, zu sehen und zu erleben, wie ein Mensch, ein Bruder den andern mit wilder Blutgier mordet, wie Häuser und Städte eingeäschert, blühende Fluren verwüstet und aus schönen, freundlichen Ländern traurige Einöden gemacht werden? Ist es nicht traurig, durch Blutlachen, über Leichname und unter Seufzern der Gefangenen und lebendig in Kerkern Begrabenen dem schönen Menschenziele entgegengehen zu müssen? Ist es nicht schmerzlich, soviel von christlicher Liebe, von Menschen- und Bruderliebe reden zu hören und doch so wenig Thaten der Liebe zu sehen? Ist es nicht eben der Jammer unserer Zeit, daß man vom Guten spricht und doch das Schlechte thut und daß das Leben weit hinter der Idee zurückbleibt? —

Diese Erfahrungen wären zermalmend und müßten zu völliger Verzweiflung und Trostlosigkeit führen, wenn uns der Gedanke nicht wieder aufrichtete, daß jede Geburt, sowohl im physischen, wie im geistigen Leben, stets mit Wehen und Schmerzen verknüpft ist. Unter Schmerzen der Mutter ringt sich der Mensch an das Licht der Welt, sein erster Athemzug verursacht ihm Schmerz, und seine ersten Lebensäußerungen sind Schmerzensschreie. Und so ist der Schmerz auf seiner Lebensreise sein treuer Gefährte. Ehe er zur geistigen Mündigkeit und Reife gelangt, muß er erst durch viele Irrthümer hindurch, und jedes Straucheln, jeder Fehltritt bringt ihm Schmerz. So ist es auch im Leben der Menschheit, jede neue Idee der Menschheit wird nur unter Wehen und Schmerzen geboren. Das Alte sucht das Neue mit aller Gewalt nicht nur zurückzuhalten, sondern sogar zu vernichten, und das Neue, obwohl momentan gehemmt, durchbricht doch endlich immer wieder mit Gewalt alle Schranken, die ihm entgegengesetzt werden. Man kann wohl einzelne Menschen vernichten, tödten, ihnen den Giftbecher reichen, sie an's

Kreuz schlagen oder in Kerkermauern lebendig begraben, die Idee aber niemals. Denn jeder Schmerzensschrei des Märtyrers der Idee erweckt Mitgefühl und Theilnahme und wird die Saat zu neuen, noch fruchtbareren Ideen. Nur ein Mittel gäbe es, alle neuen Ideen auf einmal auszurotten und jedes Denken für immer unmöglich zu machen, ein Mittel, aber ein unmögliches, nämlich — die Vernichtung des ganzen Menschengeschlechts.

Welches Neue will denn unsere Zeit erstreben? Was will sie in's Leben rufen? — Man spricht von einer neuen Religion, die da kommen solle, von einer neuen Gesellschaft oder neuen Menschheit, die sich bilden solle, man will einen neuen Staat schaffen; genug, das Verhältniß des Menschen zu Gott, des Menschen zum Menschen und des Bürgers zum Bürger soll ein anderes werden; man will eine religiöse, sociale und politische Frage lösen. Fragen wir uns: seit wann datirt dieser Gährungsproceß der Ideen? oder: in welchem Zusammenhange steht unsere Zeit mit der Vergangenheit? — so müssen wir antworten: im innigsten Zusammenhange mit einer großen Begebenheit des vorigen Jahrhunderts, mit der französischen Revolution. Sie ist im Grunde nur eine Fortsetzung der Kämpfe, die in der französischen Revolution begannen, eine Geltendmachung der Principien dieser Revolution, ein Streben, ihre Losungsworte zu realisiren, die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Wir haben demnach den Ausdruck: „unsere Zeit" über die nächste Gegenwart hin auszudehnen und die Zeit, die wir die unsere nennen, von der französischen Revolution an zu datiren. Denn mit dieser erwachte der neue Geist in der Menschheit, der mit der alten Welt im Kampf liegt und diese alte Welt zu vernichten strebt; mit ihr zeigte sich am Horizonte des Völkerhimmels ein heller, lichter Schein, die Morgenröthe des freien, sonnenhellen Tages, der einst einer glücklicheren Menschheit leuchten wird. Wie zu Christi Zeit ertönte eine Stimme, die da gewaltige Worte sprach; aber nicht ein Einzelner, unverstanden von seiner nächsten Umgebung, sprach diese Worte, sondern ein ganzes Volk.

Die Bibel erzählt uns, daß der Jesus von Nazareth, der da der Christus, der Gesalbte, der Messias genannt wird, und den wir immerhin so nennen können in dem Sinne, daß er ein gehobener, idealer, über die gewöhnliche Menschengröße und Menschenbedeutung hinausragender Mensch war, daß dieser Christus einst von seinen Versuchern gefragt wurde, ob es recht sei, daß die Juden den Römern Zins geben, und daß er, eine stricte Antwort umgehend, den Ausspruch that: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Er wollte sich demnach auf Erörterung der Frage: was des Kaisers sei, nicht einlassen; sein Streben als religiöser Genius ging ja nur dahin, die Liebe, die ihm im Himmel wohnte, auch auf die Erde zu bringen und dem liebenden Vater auch liebende Menschen zu erziehen. Von der Politik hielt er sich

fern, an dem Staatsgebäude wollte er nicht rücken und rütteln, das war nicht seine Aufgabe; er wollte nur an die Stelle des zornigen, oft grausamen Judengottes den liebenden Vater setzen und an die Stelle der sich hassenden, befeindenden, in Reiche und Arme getheilten Menschen ein liebendes Menschengeschlecht, also nur das religiöse und sociale Leben reformiren, den Glauben und die Sitte. Aber sein Streben war wie die Wurzel, die zu einem mächtigen Baume heranwächst, seine Tendenz, die in Gott den Vater und im Menschen den Bruder sah, blieb der Menschheit unverloren, sie reifte und vertiefte sich im langen Laufe der Jahrhunderte des sturm- und drangvollen Mittelalters hindurch und sprach sich aus zum zweiten Male in der französischen Revolution. Die Frage, die er nicht erörtern wollte, die er umging, weil sie außerhalb seiner Mission lag, diese erörterte die französische Revolution, die Frage nämlich: was ist denn „des Kaisers"? — was ist die Pflicht und das Recht des Regenten dem Volke gegenüber? — ist das Volk des Regenten, oder der Regent des Volkes wegen da? — ist das Volk eine willenlose Heerde von Unterthanen, die dem Regenten erb- und eigenthümlich gehört und mit der er schalten und walten kann, wie er will, oder hat das Volk nicht blos Pflichten, sondern auch Rechte, Menschenrechte? Was ein ganzes Volk in der französischen Revolution gesprochen, hat es zur ganzen Menschheit gesprochen, ebenso wie Christi, des Einzelnen, Worte der ganzen Menschheit angehören. Es sind eben dämonische Kräfte, die wie ein gewaltiges Gewitter über die Erde gehen und die in einzelnen Schlägen noch lange, Jahrhunderte lang, nachdröhnen. Was wir Julirevolution, Februarrevolution nennen, sind nur solche einzelne nachdröhnende Gewitterschläge, und das jetzige Kaiserreich ist nur eine vorübergehende Dictatur, eine einstweilige Herrschaft des Säbels, um die Ideen, die Rousseau, Voltaire, Montesquieu und andere Denker, wie der Säemann den Samen, gesäet und die in der französischen Revolution aufgegangen sind, erst mehr einwurzeln, reifen und intensiv erstarken zu lassen. Die beiden Dictatoren, die wir erstehen sahen, der Onkel und der Neffe, haben sicherlich eine Mission, die Mission nämlich, der Welt zu zeigen, daß weder die gewaltige Kraft des Löwen, noch die List des Fuchses eine einmal emporgeschossene Idee vernichten können, daß im Gegentheil die Idee durch den ihr entgegengestellten Gegensatz erstarkt, wie denn jede Reaction das, was sie vernichten will, gerade erst recht zeitigt und fördert. Es treten zu Zeiten sogenannte Retter auf, Staatsretter und Retter der Gesellschaft, die gegen die Idee zu Felde ziehen. Aber die Idee läßt sich nun einmal nicht vernichten; jeder derartige Versuch fiel und fällt nur zum Schaden des Versuchenden aus, und es wäre gut, daß die Regenten der Völker dies endlich einsehen. Die Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, lehrt es, daß dergleichen Retter sich zuletzt vor dem Sturme, den sie heraufbeschworen, retten

mußten und giebt den Herrschern den wohlmeinenden Wink, endlich zu lernen und zu vergessen. Wir sehen ja in unserer Zeit das gesammte Haus der Bourbonen in Frankreich, Italien und Spanien in Trümmer gehen aus dem einzigen Grunde, weil es heute noch „nichts gelernt und nichts vergessen" hat. —

Wir fragen: was thut der neue Geist, der in unserer Zeit erstanden ist? — wie äußert er sich? — welche Lebenszeichen giebt er von sich? — Kurz und prägnant ausgedrückt würden wir zu antworten haben: er äußert sich als Haß gegen allen Nimbus und alle Phrase, nennt jedes Ding beim rechten Namen und stellt jedes ohne vorgefaßte Meinung an seinen ihm gebührenden Platz. Man geht dem Nimbus und der Phrase und dem Jenseits in allen Formen zu Leibe, man will kein Jenseits mehr, kein Jenseits im Staate, im religiösen Leben, im socialen Leben. Jenseits des Sessels, auf dem der arbeitende, sich mühende und von der Arbeit ausruhende Bürger sitzt, stand vor der französischen Revolution unangetastet und fest der eine Sessel, auf dem nur der Eine sitzen durfte, der da sagen konnte: L'état c'est moi, — der Thronsessel, der Thron. Der darauf saß, war dem Volke das, was der Gott auf dem Himmelsthron der ganzen Erde; ja, dieser kleinere Thron wurde als ein Senkreis, als ein Ableger dieses großen Himmelsthrones angesehen; nur wer von Gottes Gnaden war, durfte darauf sitzen. Der Wille des darauf Sitzenden war unbeschränkt, seiner Laune selbst mußte Jeder sich fügen. Er thronte als Erdengott, als Majestät, mit seinen Prinzen, den „Hoheiten", und seinem Adel, den Untergöttern und Halbgöttern, und wehe dem Unglücklichen, der ihm Mißfallen erregte, eine lettre de cachet entfernte ihn zeitweise oder auch für immer aus dem Kreise der Lebenden. Die Macht des Einen, der auf dem Throne saß, ist durch den Geist der neuen Zeit gebrochen; wir haben statt des Absolutismus den Constitutionalismus, der zuerst ein monarchischer ist, dann ein parlamentarischer wird und zuletzt in den Republikanismus übergeht, wo der Thronsessel zum Präsidentenstuhl wird und die Streitfrage: ob das Volk des Regenten, oder der Regent des Volkes wegen da ist, dahin entschieden wird: der Regent des Volkes wegen, der erste Beamte, der erste Diener des Staats, was sogar ein absoluter König, ein Philosoph auf dem Throne, Friedrich der Große, nur sein wollte.

Wie der Staat sein Jenseits hat, so auch die Kirche; sie ist gewissermaßen selbst ein Jenseits, insofern sie ein Rechtsinstitut, gleichsam ein Filial vom Himmel droben, ein Untergericht vom himmlischen Obergericht zu sein beansprucht, anstatt eines bloßen Bildungsinstituts. Sie lehrt ein Jenseits, indem sie den über so Vieles grollenden Menschen auf das himmlische Jenseits verweis't, wo es besser werden wird, als hier unten im irdischen Jammerthal, wo der Mensch endlich ein Leben der Tugend und des ewigen Glücks

genießen wird, das er hier unten entbehrt. Jenseits dieses Lebens, so heißt es, wo wir nur nach Geld ausschauen, ist ein himmlisches Leben, wo wir Gott, den Gott der Liebe, schauen werden; jenseits des Werkeltagslebens, wo wir dem Mammon dienen, haben wir einen Sonntag, wo wir Gott dienen; jenseits unserer Häuser, wo wir uns zanken und abmühen und abarbeiten, steht ein Haus, wohin wir Sonntags wallen, um Worte der Liebe zu hören, Worte der Liebe, denen die That der Liebe da draußen folgen soll, aber leider nicht immer folgt. Jenseits unserer Werkstatt, unserer Studirstube ist in dem Gebäude, das wir die Kirche nennen, ein Raum, der Altar, wo der Priester arbeitet und heilige Handlungen verrichtet, wo er Menschen segnet und Menschen verflucht, als sei er mehr als ein gewöhnlicher Mensch, als sei er dem Laien gegenüber selbst ein Jenseits.

Also ein staatliches und kirchliches Jenseits! Und auch ein sociales? — Wohl, auch ein sociales. Der Geist der neuen Zeit tritt auch an dieses heran, schon in der französischen Revolution in Babeuf, dem Communisten, und bald nach der französischen Revolution in Fourier und St. Simon, den Socialisten. Auf ihren Geldsäcken sehen wir Menschen sitzen, gleichsam sociale Majestäten, um die sich hungernde Proletarier schaaren, die nichts haben, als ihre Arbeitskraft und von dem Lohne der socialen Majestät ihr dürftiges Leben fristen. Das ist der Capitalismus, der Mammonismus, die Herrschaft des Capitals im socialen Leben. So hat denn der Geist der neuen Zeit oder der Donnerschlag der französischen Revolution drei Verhältnisse des menschlichen Lebens getroffen: den Absolutismus, Hierarchismus und Capitalismus oder den Thron, den Altar und den Geldsack. Ihre Macht ist zwar gebrochen, aber nicht vernichtet; denn um diese Dreiheit zu beseitigen, muß erst der Thiermensch ausgestorben sein und der Tugendmensch, der Gottmensch auf Erden wohnen, und bis dahin ist noch ein langer, dornenvoller, Jahrtausende lang sich hinziehender Weg, auf dem die Bildung erst noch weiter sich ausbreiten und zur religiös-socialen Republik die Republikaner sich heranbilden müssen.

Der in der französischen Revolution erwachte neue Geist hat uns also Ideen gebracht, aber noch nicht die vollständige Realisirung der Ideen; denn die Herrschaft der Menschenrechte, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind noch nicht in vollem Maße auf Erden. Es ist ja auch nicht anders und nie anders gewesen: erst bildet sich der Gedanke im Kopfe des denkenden Menschen, dann kommt die Aussprache des Gedankens, das Wort, und dann erst langsam nachfolgend die That. So haben wir Jetztlebenden denn noch vorläufig uns mit dem Gedanken und dem Wort zu beschäftigen; denn die freie Meinungsäußerung ist unser erstes Menschenrecht. Wir bahnen hiermit der That den Weg, sie wird auch dereinst kommen, ja sie wird kommen in der Zukunft der Menschheit; denn es giebt ja nicht

bloß Geschichten, sondern eine Geschichte, eine Entwickelung, einen unaufhaltbaren Fortschritt.

Hier haben wir wieder zwei Schlagworte unserer Zeit: Fortschritt und Zukunft. Es ist eine nicht mehr zu leugnende Wahrheit, daß die Menschheit fortgeschritten ist. Denn der Ruf nach Freiheit tönt durch die ganze Weltgeschichte, noch nie aber ist er so laut erschallt, wie jetzt. Das Streben nach Wahrheit ist alt, so alt, wie die Menschheit selbst, noch nie aber hat es sich so geltend gemacht, wie in der Gegenwart. Nach Liebe, allgemeiner Menschen- und Bruderliebe sehnt sich die Menschheit schon längst, noch nie aber ist dies Sehnen so stark gewesen, hat es in dem Grade nach praktischer Geltung gerungen, hat es so gesucht, das praktische Leben allseitig umzugestalten, wie in unserer Zeit. Die Menschheit ist fortgeschritten und schreitet noch ferner fort, es giebt einen Fortschritt. Was heißt aber Fortschritt? Um dem Worte auch einen Inhalt zu geben, müssen wir uns ein Ziel des Fortschreitens denken, sonst ist es kein Vorwärtsschreiten, sondern höchstens das Schreiten eines Menschen, der immer die Beine hebt und senkt und doch nicht vom Flecke kommt, oder sich immer nur wie ein Kreisel um sich selbst dreht, eben so gut ein Fortschreiten zu nennen, wie Lichtenberg's Messer ohne Klinge, an dem der Stiel fehlt, ein Messer ist.

Das Ziel des Fortschrittes umfaßt nun eben das Wort Zukunft, das wie ein zu lösendes Räthsel der denkenden Menschheit vorliegt. Das Räthsel der Zukunft will man lösen, man frägt nicht nur: woher kommen wir? — was sind wir? — sondern noch weit mehr, weit dringender: wohin gehen wir? — wohin werden alle diese Bewegungen, die wir erleben, endlich führen? — wird jener bessere, glückliche Zustand, nach dem die Menschheit sich sehnt, endlich einmal eintreten? — wird eine neue, glücklichere Menschheit in Ruhe und Frieden einst diese Erde bewohnen, die jetzt noch vom Bruderblute geröthet wird und deren Früchte noch so oft von wilden Kriegerschaaren zertreten werden? — haben die Dichter und Philosophen Recht, die von einem bessern Zustande sprechen, in dem der Mensch der Zukunft einst leben werde? — hat Christus Recht, wenn er sagt, es werde ein Hirt und eine Heerde sein? — oder ist dies Alles nur leeres Gerede, ohne Grund und Halt, nur thörrichte Träumerei unpraktischer Ideologen? —

Man sucht und strebt nach Klarheit über diese vorliegenden Fragen, und so lange diese Klarheit noch nicht gewonnen ist, so so lange wir noch nicht eine Weltanschauung geistig erfaßt haben, die uns auf diese Fragen eine genügende Antwort giebt, die uns gleichsam den Weg vorzeichnet zum Ziele und das Ziel selbst, so daß wir auf jeder Station ermessen können, wie weit wir uns dem Ziele schon genähert haben, so lange wird der Geist der Menschheit sich noch unbefriedigt fühlen, so lange wird man noch suchen und forschen nach der allgemein befriedigenden Wahrheit. Die Geschichte

berichtet uns bis jetzt von zwei Wahrheiten, den Wahrheiten zweier Weltanschauungen, die beide nicht befriedigen. Denn die Wahrheit kann nicht Theorie, nicht künstliches System sein, das man mühsam lernen muß, sondern sie muß *Leben* sein, Idee, die da Leben wird, hier auf dieser Erde Leben wird. Sieh! da ist ein Mann, der dir haarklein die Geheimnisse eines jenseitigen Lebens enthüllt und für's diesseitige Leben kein Jota weiß, der dir eine Gottgeschichte erzählt, als habe sie ihm Gott selbst mitgetheilt, und von der Geschichte der Menschheit nichts erfahren zu haben scheint, der dir seine und deine Zukunft im Jenseits schildert und über die Zukunft der Menschheit im Finstern tappt. Er hat die Wahrheit *nicht*. Und sieh! da ist ein anderer, der sich ein künstliches philosophisches System ausgearbeitet hat, das da Wahrheit sein soll, nachdem das System seines Vorgängers alle Geltung verloren. Er hat die Wahrheit Schwarz auf Weiß, als Compendium, als gedrucktes Buch, als Theorie, aber nicht als Leben, darum hat er entschieden die Wahrheit auch nicht. Die Wahrheit muß *praktisch* sein, muß in's Leben eingreifen, an's Leben sich anschließen, sonst befriedigt sie nicht, sonst kann sie nie ein Eigenthum *Aller* werden. Sie muß uns das Leben *erklären*, muß uns den Drang nach vorwärts verstehen lehren, sie muß dem vielgehörten Worte Fortschritt einen *Inhalt* geben, dem Fortschreiten ein Ziel hinstellen.

Wir schreiten fort, das ist ersichtlich, — ein Jahrhundert lacht das andere aus; wir lachen über frühere Jahrhunderte, ein späteres wird über uns lachen. — Wir leben im J. 1869. Wie wird es wohl im J. 1969 aussehen? — Da sind auf der ganzen Erde neue Menschen; die alten Menschen des J. 1869 liegen dann friedlich *in* der Erde, auf der sie jetzt noch Geschichte machen, Könige, Fürsten und Bettler in dieselben Atome zerbröckelnd, sammt ihrem Erdenplunder zu Staub und Asche werdend. In demselben Raume, wo heute der Reactionair sitzt, der seinen Scharfsinn anstrengt, um das Triebwerk der Menschheit rückläufig zu machen, sitzt dann vielleicht der Radicale, dem das Vorwärtsstreben noch nicht rasch genug geht. In demselben Raume, wo heute der Erfinder eines Neuen sich abmüht, Gönner und Freunde für seine neue Erfindung zu werben und dabei hungert und darbt, sitzt dann vielleicht der Glückliche, der die Früchte dieser neuen Erfindung genießt. In demselben Raume, wo heute sehnsüchtige Blicke nach oben gerichtet werden, als aus dem Jammerthal nach dem himmlischen Paradiese, sitzt dann vielleicht ein Anderer, der recht kräftig Hand anlegt, das Jammerthal seines frommen Vorgängers zum himmlischen Paradiese zu machen. Denn jede Zeit steckt sich ihr Ziel weiter; die Reaction muß auch mit vorwärts, sie mag wollen oder nicht, und was jetzt noch Opposition ist, wird dann wieder Vermittelung einer noch weiter gehenden Opposition mit einer unfreiwillig fortgezogenen Reaction sein. Die Reaction *schreitet* nicht fort, man *zieht* sie

fort, aber vorwärts muß sie auch, und die Einsicht und das Bewußtsein dieses naturnothwendigen Vorwärtsschreitens würden den Regenten zu dem machen, was er sein soll, zu einem über den streitenden Parteien stehenden „Hirten der Völker."

Welch ein buntes, wechselvolles Bild zeigt uns das Menschenleben! Wie in einem Kaleidoscop wechseln die Bilder der Geschichte, die Zeiten mit ihren Menschen. Die Dschingisschane, Tamerlane, Muley-Ismaels u. A. hatten Recht zu ihrer Zeit und protestiren aus ihren Gräbern vergeblich gegen eine ganz neue, jetzt lebende Welt. Und wird es den hochweisen Conservativen, die den Geist der Zeit nicht verstehen und nicht zu deuten wissen, nicht auch so ergehen? Mit starker Stimme fangen sie ihren Protest an, aber die Stimme wird immer schwächer, leiser, kraftloser, bis sie endlich ganz erlischt und erstirbt. Nach hundert Jahren protestiren sie nur noch aus ihren Gräbern, sie haben Unrecht, denn nur der Lebende hat Recht.

All dies bunte Wechselleben verstehen, wie in einem Rahmen das Bild der Menschheit vor sich haben, ihre Vergangenheit und Gegenwart verstanden und ihre Zukunft enthüllt sehen, das sucht unsere Zeit als Wahrheit, das will sie haben als Wahrheit. Und weil sie das noch nicht klar und entschieden genug hat, die wahre Idee und das wahre Ideal, deßhalb eben diese Unzufriedenheit und Unbefriedigung, welche aber eine neue, die dritte Weltanschauung der Menschheit zu nehmen bestimmt ist, soweit es eben in den Grenzen der Möglichkeit liegt.

III. Paulusthum und Kirchenthum.

Ich ging zur Tempelhalle,
Da hört' ich christlich Recht:
Hier innen Brüder Alle,
Da draußen Herr und Knecht.
Der Festesrede Giebel
War: Duck' dich! schweig' dabei!
Als ob die ganze Bibel
Ein Buch der Kön'ge sei.

Uhland.

Wenn auch ein Geist der Unbefriedigung in unserer Zeit herrscht, so sollte man meinen, man müßte doch mit der Kirche, als der angeblichen Darstellung des Christenthums zufrieden sein. Und doch ist man mit dieser grade auf's Höchste unzufrieden, was die immer mehr sich verbreitende Unkirchlichkeit unserer Zeit beweis't. Wie

kommt das? Sollte man denn mit dem Christenthum nicht zufrieden sein können, mit der Religion der Liebe, mit der herrlichen Lehre Christi, die in den drei Worten enthalten ist: Vater im Himmel, d. h. die Liebe im Himmel, — Menschensohn, d. h. reiner, wahrhafter Mensch, — und Himmelreich, d. h. Reich der Liebe, Reich Gottes auf Erden? — Die Antwort ist: wir haben eben kein Christenthum, sondern Paulusthum, Kirchenthum, d. h. modificirtes Judenthum, das alte Judenthum in zweiter, etwas verbesserter Auflage; wir haben nicht die Religion Christi, mit der wir, wenn sie im Geiste unserer beinahe um 2000 Jahre an Wissen und Bildung vorgeschrittenen Zeit aufgefaßt wird, sehr wohl zufrieden sein können, sondern wir haben christliche Religion, gegen die sich eben hauptsächlich die alten Juden sträuben, wenn sie sich weigern, „Christen" zu werden. Denn wenn doch einmal der Positivismus gelten soll, eine gegebene Religion, und nicht die Religion, die im Innern des Menschen, im Herzen wohnt, dann begnügen sie sich lieber mit der von Moses gegebenen, mit dem alten Judenthum, als daß sie das neue mit seiner Dreieinigkeit, stellvertretenden Genugthuung, Erbsünde und dergleichen Dogmen annehmen sollten. Religion Christi und christliche Religion, zwischen beiden ist ein wesentlicher Unterschied, auf den zuerst der Patriarch der deutschen Geistesfreiheit, Lessing, aufmerksam gemacht hat. Er sagt: „Die Religion Christi ist diejenige Religion, die er als Mensch selbst bekannte und übte, die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann und um so viel mehr mit ihm gemein zu haben wünschen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter ist, den er sich von Christo als einem bloßen Menschen macht. Die christliche Religion ist diejenige, welche es für wahr annimmt, daß er mehr, als Mensch gewesen und ihn als solchen zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht. Wie beide, die Religion Christi und die christliche Religion, in Christo, als in einer und derselben Person bestehen können, ist unbegreiflich. Die Religion Christi ist mit den klarsten und deutlichsten Worten in den Evangelien enthalten, die christliche dagegen so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle giebt, mit welcher zwei Menschen, so lange die Welt steht, den nämlichen Gedanken verbunden haben."

Welches war nun die Religion Jesu, d. h. diejenige, die den Inhalt seines Selbstbewußtseins bildete, die er als Mensch selbst hatte und übte? Sie ist in den drei ersten Evangelien in klarer und einfacher Weise dargestellt und seine streng sittliche Moral namentlich in der Bergrede des Matthäus. Der wesentliche Inhalt der Religion Jesu und der von ihm verkündigten Lehre, des Evangeliums, ist in den drei schon oben genannten Begriffen enthalten, in den drei Grundgedanken, die in den Aussprüchen und Reden Jesu immer wiederkehren und gleichsam das Grundthema seiner Lehre bilden: himmlischer Vater, Menschensohn und Himmelreich, also eine neue Gottesidee, eine neue, antijüdische Weltanschauung und

ein neues, zu realisirendes Lebensideal. Eine neue, antijüdische Weltanschauung lehrte er; der Vater aller Menschen liebt auch alle Menschen, nicht vorzugsweise das Volk Israel als das auserwählte. Daher wollte Jesus seiner Gottesidee gemäß nicht bloß Jude sein, nicht mehr dem „Volke Gottes" angehörig, sondern Mensch; er wollte das reine Menschenideal ohne bürgerliche und nationale Schranken in sich darstellen, ein wahrer, sittlich vollendeter Mensch sein. Deßhalb nannte er sich den Menschensohn, den Sohn des Menschen. Im Buch Daniel (7, 13) und mit Beziehung auf diese Prophetenstelle in der Offenbarung St. Johannis (1, 13. 14, 14) wird der Messias unbestimmt eines Menschen Sohn genannt. Jesus aber nannte sich in den drei ersten Evangelien den Sohn des Menschen, er nahm den prophetischen Ausdruck auf und modificirte ihn in seinem Sinne. Seine Messiasidee war ja eben auch keine national-jüdische mehr, auf das Heil und Wohl eines Volkes berechnet, sondern umfaßte das Heil der ganzen Menschheit. Wie hoch stand Jesus über seiner Zeit! Wie wenig wurde er von seinen Zuhörern, selbst von seinen Jüngern, verstanden! Die Idee des reinen Menschenthums ist für die große Menge eine so unfaßbare, daß alle Beredtsamkeit des größten Redners sie dem nicht klar machen kann, der sie eben nicht in seinem Innern fühlt. Sie entsteht eben nicht durch ein Verstandes-Raisonnement, denn der Verstand kennt nur Bürger, Völker und Nationen, — sondern sie wurzelt im Gefühl, und kein Volk war grade auf Gottes weiter Erde weniger geeignet, das reine Menschenthum zu begreifen, als das jüdische; denn Menschenthum und Judenthum sind gerade die schroffsten Gegensätze. Daher klagt Jesus so oft, daß er nicht verstanden werde und sagt den Jüngern ausdrücklich, er hätte ihnen zwar viel zu sagen, sie könnten es aber nicht tragen, nicht fassen, nicht verstehen. Sie waren freilich nur einfache, im starren Positivismus aufgewachsene, nicht selbstdenkende Juden; keine eigene innere Gedankenwelt kam der Gedankenwelt Jesu entgegen; was sie glauben, thun und denken sollten, mußte ihnen erst gesagt werden; sie waren nur gewohnt, zu nehmen, was ihnen gegeben wurde. Was ihnen früher durch die Patriarchen, Moses und die Propheten gegeben war, war dem gemeinen Verstande begreiflicher, als die ideale Weltanschauung Jesu.

So erstickt der Positivismus allen Idealismus, er hat seine Glaubenssätze niedergeschrieben und seine Lebensregeln geordnet, er ist der einseitige Realismus, — ein Leben ohne Trieb zu neuem Leben. Dem Positivisten gilt nur das, was geschrieben steht; was das eigene Innere sagt, wenn es ihm ja etwas sagt, hat keine Geltung; ihm ist der Glaube kein inneres Heiligthum, sondern ein äußerer Götze, dem er durch äußerliche Handlungen genug zu thun sucht. Daher diese enorme Zähigkeit, diese zähe Lebensdauer des Positivismus; ihm ist der Glaube eine Säule, die er immer im

Auge behält und um die er im Kreise herumwandelt, und willst du ihn belehren, so weis't er auf seinen Codex und sagt: Sieh, da steht es ja geschrieben! Und schlägt der Positivismus ja einmal um, wie im Pharisäer Saulus, dem auf seiner Reise nach Damascus das Herz aufging, so verwirft er doch höchstens nur den alten Positivismus und schafft sich dafür einen neuen; die innere subjective Idealwelt ist ihm nun einmal schlechterdings nicht verständlich.

Nach dem Wesen des Positivismus wird es auch begreiflich, wie die dritte, aus den beiden andern resultirende Grundidee Jesu vom Himmelreich den Juden grade die unfaßbarste sein mußte. Wie Jesu „himmlischer Vater" den Judengott Jehovah und seine Idee vom Menschensohn den Juden und das „Volk Gottes" beseitigte, so zerstörte seine Idee vom Himmelreich das national-jüdische Messiasreich und verlegte das zu erstrebende Ziel in Vervollkommnung des innern Menschen. Das Wort vom Himmelreich ist unzweifelhaft der Mittelpunkt der Lehre Jesu, und seine Lehrverkündigung wird auch beim Matthäus ausdrücklich die Predigt vom Himmelreich genannt. Mit den Worten: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!" begann Jesus sein öffentliches Auftreten, und in allen Reden, Gleichnissen und Aussprüchen Jesu kehrt dieser Ausdruck als Bezeichnung der neuen religiösen Gemeinschaft wieder. Ein Himmelreich wollte er gründen, ein Reich, eine Gemeinschaft idealer Menschen, nicht ein religiös-politisches Judenreich; denn sein Reich war nicht „von dieser Welt", nicht ein irdisches, sondern eine Verklärung und Erhöhung des Erdenlebens durch die Idee vom liebenden Vater im Himmel, dessen Abbild der ideale Mensch und sein Leben auf Erden sein sollte. Das irdische Leben sollte werden, als sei es ein Leben im Himmel. Wie im Himmel die Liebe, so sollte sie auch auf Erden herrschen und die Menschen zu einer großen Familie vereinigen, eine Heerde und ein Hirte! — und die Erfüllung jenes Gebotes, welches alle mosaischen Gebote zusammenfaßt und in sich enthält, sollte dies schöne ideale Leben verwirklichen, nämlich des Gebotes: Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten wie dich selbst. Gott lieben, den Nächsten lieben, jeden Menschen als Bruder lieben, das sollte der neue Gottesdienst im Himmelreich werden. Nicht das jüdische Ceremonialgesetz, das Jesus zwar, als im Judenthum aufgewachsen, beobachtete, doch mit Freiheit und ohne viel Werth darauf zu legen, — nicht dieses Ceremonialgesetz mit seinen Lasten und Beschwerden und unerfüllbaren Geboten, nicht äußerliche Werke, Gebete und sonstige Handlungen sollten die Menschen ferner „mühselig und beladen" machen, sondern Werke der reinen Menschenliebe sollten gelten, an ihren Früchten sollte man die Menschen erkennen. Nicht die Hohenpriester, die Schriftgelehrten und Pharisäer, die Großen der Erde mit ihrem äußeren Prunke sollten Geltung haben im neuen Reiche, sondern die Sanftmüthigen, die Barmherzigen, Friedfertigen, reines Herzens Seienden; nicht auf

Fasten und pharisäische Werkheiligkeit sollte es mehr ankommen, sondern auf innere Heiligung, auf Erneuerung und Reinigung des innern Menschen von allem Bösen und Unreinen, auf lebendige That und innere gute Gesinnung. So ist denn das Wort vom Himmelreich der Stern und Kern der Lehre Jesu, der grade Gegensatz zu jenem jüdisch-politischen Messiasreiche, so groß und schön und geistig gedacht, so erhaben über die Anschauungsweise seiner Zeit, daß ihn weder die buchstabengläubigen Schriftgelehrten, noch die Menge, noch auch seine eigenen Jünger verstanden, denn sie stritten sich ja, wer im Himmelreich der größte sein sollte. Es ist dem Positivisten allerdings das Schwerste, seinen Blick vom Aeußern auf's Innere zu richten, auf die innere Gemüthswelt, und in einem Reiche zu leben, worin jeder irdische Glanz und Prunk fehlen sollte.

Jesus wollte, daß der Geist das die Formen schaffende und beherrschende Prinzip sein sollte, nicht die Form das den Geist in seiner freien Bewegung hindernde; jede That sollte erst ihren Werth durch die innere Gesinnung bekommen; der Schwerpunkt des Lebens sollte überhaupt im fühlenden und denkenden Subject liegen, nicht in dem von außen her an das Subject Herangebrachten, heiße es nun Gesetz, oder Dogma. Diese Religion Jesu, sein Subjectivismus, wie er ihn im Gegensatze zum jüdischen Positivismus behauptete, und das daraus resultirende Leben, sein Leben der Liebe und der Wahrheit, das durch den schroffen Gegensatz der pharisäischen Heuchelei noch fester und inniger ward, wie jedes moralische Gefühl durch den Anblick des Lasters sich steigert, — das war *sein* Messiasthum oder Christenthum im Gegensatz zum jüdischen, das ist auch uns *das Christenthum*, Religion und Leben des reinen Menschen, jedes Menschen, der ein Christus, ein Glied des Himmelreichs auf Erden sein will.

Wir fragen nun: wie kommt es, da das Christenthum, das neue, von Jesu dem positiven Judenthum entgegengesetzte Lebensprinzip so einfach und so leicht faßlich ist, daß der ehrwürdige Schuderoff Recht behält, der da sagte, man könne die ganze Lehre Christi auf ein Quartblatt schreiben, wie kommt es, daß dieses neue Lebensprinzip noch nicht Wirklichkeit geworden ist? Die Kirche will diese Wirklichkeit sein. Ist sie es? Finden wir da die Friedfertigen, die reines Herzens Seienden u. s. w. des Himmelreichs? O nein, gerade das Gegentheil, das beweis't die Kirchengeschichte und ein Umblick im Leben, — in der Kirchengeschichte nichts als Pfaffengezänke, die Polemik zu einer eigenen Wissenschaft erhoben, die rabies theologorum, von der endlich erlös't zu werden, Melanchthon auf seinem Sterbebette sich freute, in ihrer höchsten Potenz! — Ist hier Friede und Eintracht, gegenseitiges Dulden und Miteinandergehen? Lebt hier der Geist Christi, des Menschensohnes, und ist hier das Himmelreich, wie es Jesus im Geiste schaute und realisiren wollte? Gewiß nicht, sondern im Gegentheil ein sehr irdisches Reich,

irdische Wünsche und Bestrebungen, wieder Formen, wieder Schriftgelehrte und Pharisäer, die nicht in's Himmelreich kommen, in das Reich der Liebe und des Friedens, und auch Andere nicht hineinlassen, — wieder starre Dogmen, an die man glauben muß, um selig zu werden, — wieder Werke, die man thun muß, um Gott zu gefallen. Wehe uns, wenn wir bloß Menschen sein wollen und dann auch Christen zu sein glauben! Wir müssen erst Theologen werden, um selig zu werden; wir müssen das ganze dogmatische System kennen, und nicht bloß kennen, sondern auch daran glauben; man verlangt, daß wir Religion *wissen* sollen, und will uns nicht gestatten, bloß Religion zu *haben*.

Nun wohl, was haben wir? — Wir haben statt des Wesens erstarrende Formen, statt des lebensvollen Christenthums ein ertödtendes Kirchenthum, statt des Glaubens Christi einen Glauben *an* Christus, statt der Religion Christi eine christliche Religion. Vergleichen wir das Kirchenthum der Jetztzeit mit dem zu Jesu Zeit, — ist es nicht dasselbe in zweiter Auflage? Hat die Gegenwart nicht wiederum einen Hohenpriester nebst Synedrium, den Papst nämlich mit seinem Cardinalcollegium? Hat sie nicht einen Cultus, so ceremoniös, so peinlich, wie der altjüdische? Hat sie nicht Werkheiligkeit, Ketzerrichterei, alleinseligmachenden Glauben, ein neues „Volk Gottes" in verstärkter Potenz? Hat sie nicht eine Wiederholung des alten Pharisäismus im Katholicismus, und eine Wiederholung des alten Sadducäismus, der Freisinnigkeit, des freiern Forschens, in der evangelischen Kirche? Wie durch einen Spuk hat sich das Judenthum in der christlichen Kirche wiederholt, und das ist ein Zeichen, daß die Idee und Tendenz Jesu nicht verstanden, und weil nicht verstanden, auch nicht realisirt worden sind. Die große Masse der Positivisten der Weltgeschichte theilt sich, könnte man sagen, in Juden, die ihren Messias immer noch erwarten, denn sie erkennen ja den „Zimmermannssohn" als solchen nicht an, die an das A. T. allein glauben, die *altgläubigen* Juden, — und in Juden, die ihren Messias haben und *an* ihn glauben, als zweite Person der Gottheit, anstatt einfach so zu glauben und zu leben, wie *er* glaubte und lebte, die das A. u. N. T. annehmen und im N. T. eine Erfüllung aller Weissagungen des A. T. finden, — die, man könnte sie so nennen, *neugläubigen* Juden, die Anhänger des christlichen Kirchenthums.

Fragen wir uns nun: wie konnte dies Alles geschehen, wie konnte es möglich sein, daß wir nicht Christen im wahren Sinne des Wortes geworden sind, daß wir ein formenbeschwertes und dogmengläubiges Kirchenthum haben, statt des lebendigen Christenthums, das da seinem wahren Sinne nach *Leben*, nicht Glauben sein soll, — wie konnte dies kommen und wie ist dies gekommen? — so müssen wir antworten: es konnte nur kommen, weil man Jesum und seine Lehre nicht verstanden, überhaupt seine Bedeutung in der

Menschheitgeschichte nicht erkannt hat, und es ist gekommen, weil man eben nicht selbst geglaubt, den von Jesu betretenen Weg nicht weiter verfolgt hat, sondern der Autorität eines Andern in blinder Gläubigkeit gefolgt ist, einem Andern nachgeglaubt hat, und dieser Andere ist — jener Pharisäer Saulus, dem auf seiner Reise nach Damaskus das Herz aufging, der ein Christ werden wollte, und doch ein Jude blieb, der anstatt des Ceremonialgesetzes ein Glaubensgesetz erfand, woraus nach und nach in der katholischen Kirche wieder ein Ceremonialgesetz in bester Form geworden ist, — Paulus, der erste Dogmatiker, der Patriarch aller christlichen Schriftgelehrten, die in Unduldsamkeit und Intoleranz (man denke an Inquisition, Bann, Glaubenszwang, Verketzerungssucht u. s. w.) ihren jüdischen Vorgängern nicht nachstehen und die Tiedge sehr schön und treffend in folgenden Worten schildert:

„Und wenn du sie belehren solltest
Von deinem Willen, Sinn und Geist,
Sie wüßten besser, was du wolltest
Und was du warst, als du es weißt.
Wie könnten auch nach deinen Lehren
Die furchtbar weisen Menschen hören,
Die Niemand hören außer sich!
Ja solltest du dir's gar erlauben,
Nicht so, wie sie, an dich zu glauben:
Noch einmal kreuzigten sie dich!"
Aus: „An Christus" von Tiedge.

An den uns in den Evangelien in schlichter, einfacher Rede überlieferten Inhalt der Lehre Jesu waren drei Gruppen von Männern herangetreten, von denen die Häupter ihre Ansichten in schriftstellerischen Productionen des N. T. niedergelegt haben, nämlich: die in jüdischer Beschränktheit vom Ceremonialgesetz sich nicht ganz und gar trennenden Judenchristen, wie Petrus und Jakobus, ferner der sich vom jüdischen Ceremonialgesetz befreiende Paulus und die dem gewaltigen Anstoß desselben folgenden Heidenchristen, und drittens die mit freierm Geiste den Inhalt des Evangeliums in sich aufnehmenden und in sich reproducirenden Philosophen, namentlich Neuplatoniker, wie der Verfasser des vierten Evangeliums.

Wie wunderbar reichhaltig und tief war doch die Lehre Jesu, daß so viele strebende Geister ihren Geist darin wiederfinden konnten, daß sie darin, jeder nach seiner Auffassung, ihre Befriedigung fanden, und glaubten und annahmen, was ihnen von Jesu gegeben war. Aber wie verschieden die Annahme, wie verschieden der Glaube! Jeder, der überhaupt an die Bibel herantritt, bringt sich selbst mit hinzu, seine Eigenheit, seinen Geist, sein Gemüth, seinen Verstand; voraussetzungslos ist Keiner, denn Jeder setzt am Ende sich selbst voraus. In der Bibel selbst — eine wie große Verschiedenheit der Ansichten und Vorstellungen, beispielsweise in der Vorstellung von Gott! Von dem

im Garten Eden in der Abendkühle herumwandelnden Gott (1. Mos. 3, 8) bis zum Geist-Gott (Joh. 4, 24) welch ein Abstand! Da zu dieser objectiven Mannigfaltigkeit nun noch die subjective hinzutritt, so ist der sonderbare Umstand erklärlich, daß die entgegengesetztesten Parteien sich auf die Bibel berufen und sehr wahr der Ausspruch des Samuel Werenfels:

Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque;
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

(Siehe das Buch, in dem seine Meinungen Jeglicher aufsucht,
Jeglicher findet zugleich, was er darinnen gesucht.)

So traten denn auch verschiedene Geister an das Evangelium, nahmen es auf und verarbeiteten es in sich nach der Eigenthümlichkeit ihres Geistes. Wie die Ansichten der Schüler des Sokrates in drei Richtungen aus einander gehen, wie der Inhalt der Lehren des Sokrates eine andere Gestalt gewann, je nachdem der praktische oder realistische Geist im Antisthenes, Aristipp, Pyrrho u. A., oder der einseitig philosophische, systematisirende im Aristoteles, oder der vereinte poetische und philosophische Geist im Plato an sie herantrat, so auch schied sich die große Masse der Anhänger Christi in drei Hauptrichtungen: in eine einfach praktische, eine dogmatisirende und eine idealisirende, oder das Christenthum zeigt sich in drei Gestalten: als petrinisches, paulinisches und johanneisches Christenthum.

Die einfach praktische Richtung ist unter den neutestamentlichen Schriftstellern vertreten in Petrus, Jakobus und Judas; ihre Briefe sind an judenchristliche Gemeinden gerichtet, sie selbst waren nur Judenchristen, sich nicht trennen könnend vom mosaischen Gesetz, zu einer idealen und geistigen Auffassung der Lehre Christi sich nicht erhebend, sondern das Christenthum gleichsam nur als Ausschmückung des alten Mosaismus betrachtend, keineswegs aber als ein völlig neues Lebensprinzip. Petrus, der Repräsentant dieser ganzen Richtung, wie schwankend erscheint er in seinem ganzen Leben! Er mußte sich vom überall consequenten und energischen Paulus seines Schwankens wegen zur Rede setzen lassen. Gal. 2.

In und mit Paulus erschien die Energie, durch welche die Religion Jesu theoretisch zur christlichen Theologie und praktisch zur christlichen Kirche gestaltet ward. Feurigen Temperaments und Charakters und von durchgreifender Energie in seinem ganzen Wesen war er mit ganzer Seele Pharisäer und verfolgte das dem Pharisäismus den Untergang drohende Christenthum „schnaubend mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn". Bei der Steinigung des Stephanus war er zugegen, er hatte sogar in Jerusalem viele Christen aufgespürt und eingekerkert und machte sich auch auf, außerhalb Palästina's, in Damaskus, die Christen zu verfolgen. Da geschah, was so oft im Leben feuriger und stürmischer Charaktere geschieht, eine plötzliche Umkehr. Der freudige Märtyrertod des Stephanus, das Ausharren der Christen bei ihrer Ueber-

zeugung trotz der härtesten Drangsale und Verfolgungen mochte ihm imponirt haben, — energische Charaktere werden ja gewöhnlich durch eine noch größere Energie besiegt; er ging in sich, veranlaßt überdies noch durch ein ihm auf der Reise nach Damascus begegnendes Naturereigniß, wahrscheinlich ein bedeutendes Gewitter, das die orientalische Phantasie zu einer unmittelbaren Einwirkung des Herrn erhob, — und ward aus dem eifrigsten Feinde Christi sein eifrigster Freund. Nach seiner Bekehrung fand die gewaltige Energie des Paulus einen weiten Spielraum und ein reiches Feld des Wirkens, und er hat viel gewirkt und viel gelitten. Der Mann, der da sagte: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit," — war der Obrigkeit selbst am wenigsten unterthan; denn er folgte auch ebenso dem Spruch: man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Was er gelitten und gewirkt, schildert er selbst 2. Cor. 11: Von den Juden habe ich fünfmal empfangen vierzig Streiche weniger einen; ich bin dreimal gestäupet, einmal gesteinigt u. s. w.

Die Schicksale des Paulus beweisen, wie jedes neue Lebensprinzip einen gewaltigen Kampf, der in Conflicten mit der Obrigkeit sich äußert, zu bestehen hat, heute noch ebenso, wie vordem und zu allen Zeiten; denn es gilt das Wort: Ohne Kampf kein Sieg. Ihre Märtyrer hat jede neue Wahrheit, und ein solcher Märtyrer bis zu Gefangenschaft und Tod war auch Paulus. Er war seinem ganzen Charakter nach kein sinniger und inniger Gemüthsmensch; das weiche Gefühl beherrschte ihn nicht, sondern mehr der formenbildende, dogmensetzende, systematisirende Verstand. Daher zog ihn das Gemüthsleben Christi, das Leben auf Erden wie in einem Himmel von Liebe weniger an, als Christi Thaten und sein äußeres Leben. Er war Pharisäer und hatte als solcher eine Theologie und ein Gesetz, dem er sich beugte, das er zu erfüllen strebte, nach Gerechtigkeit vor Gott ringend, wie nach ihm Luther, der grade denselben Kampf in seinem einsamen Kloster durchgemacht hat und zu demselben Resultat gekommen ist. Das mosaische Gesetz mit seinen kleinlichen Geboten, das den Menschen vor Gott gerecht machen sollte, war aber ein unerfüllbares. Diese Wahrheit mit ihrer zermalmenden Gewalt drückte den nach Vollkommenheit und Rechtfertigung vor Gott ringenden und allen kleinlichen Geboten Genüge leistenden Pharisäer darnieder, bis ihm endlich — auf jener Reise nach Damascus, wo vielleicht längst gehegte Gedanken zur Reife kamen, plötzlich ein Licht aufging, das ihn mit Klarheit umleuchtete, ein lichter Gedanke, der seine Seele mit aller Energie erfüllte, der Gedanke an einen auf Erden gelebthabenden, gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn, der das Gesetz als sündloser Mensch erfüllt habe und der durch seine Gnade und Fürsprache dem an ihn Glaubenden die Rechtfertigung vor Gott vermitteln würde. So entstand ihm der Glaube an den Gottessohn, den wahrhaftigen und eingeborenen Sohn Gottes, der den sündhaften Menschen rechtfertige

vor Gott. Aus diesem Gedankengange entwickelte sich der Paulinische Lehrbegriff. An der Stelle des unerfüllbaren mosaischen Ceremonialgesetzes entstand ein neues Glaubensgesetz, und Paulus ward so der Begründer der christlichen Theologie und durch seine Autorität der Stifter der christlichen Kirche. Nach dieser Kirchenlehre haben eigentlich nur zwei Menschen auf Erden gelebt: Adam, der uns durch seinen Apfelbiß zu Sündern gemacht, und Christus, der uns durch sein Blut von den Sünden wieder rein gewaschen hat. Alle andern Menschen sind gegen diese beiden nur Nullen, leben nicht mehr; denn leben heißt: selbst denken, auf eigenen Füßen stehen, durch eigenes Forschen die Wahrheit finden.

Es ist sicherlich wahr, daß diese Lehre der Kirche von Adam's Apfelbiß und Christi Blut so viel heißt, als: den Geist des Menschen brach legen, tödten. Daher kann und wird diese Lehre der Kirche nie und nimmer eine Wahrheit der ganzen Menschheit werden; denn das Leben selbst empört sich gegen diese — Selbstvernichtung. — Paulus bedurfte eines Mittlers, Erlösers und Versöhners; denn ihm war der Gott im Himmel nicht mehr der liebende Vater, an den man sich unmittelbar mit seinem Herzensanliegen wenden könne, sondern der nur einigermaßen modificirte jüdische Jehovah, zornig über die sündhafte Menschheit und als Strafe der Sünde den Tod in die Menschheit sendend. Ein strenger Richter war ihm Gott, vor dem kein Mensch durch eigenes Verdienst gerecht befunden wird; denn: „wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen." Mit dieser Paulinischen Ansicht naht sich der Mensch seinem Gott als reuiger Sünder voll Schuldbewußtsein das Strafgericht fürchtend, anstatt der innigen Liebe herrscht hier nur die Furcht vor Strafe, und nur ein Mittel giebt es, die Rechtfertigung vor Gott zu erlangen, den Glauben an den Sohn Gottes, der als Mittler und Fürsprecher zwischen Gott und dem Menschen steht. So ist nach der Paulinischen Ansicht der durch Jesum dem Menschen genäherte Gott wieder in die Ferne gerückt, aus dem liebenden Vater ist ein zürnender und strafender geworden. Es zeigt sich in diesen Ansichten recht eclatant die Characterverschiedenheit beider Männer; dem liebenden Menschen ist Gott der liebende Vater, dem zürnenden und strafenden ist er zürnend und strafend. „Alexander, der Schmied, hat mir viel Böses erwiesen; der Herr bezahle ihm nach seinen Werken," sagt Paulus 2. Timoth. 4, 14. Sieh' da den Unterschied des Christenthums und Kirchenthums! — „Vater, vergieb ihnen!" — bat der gemarterte Jesus. „Herr, vergilt ihm!" — bittet der gekränkte Paulus. Das Kirchenthum erniedrigt die Liebe zum Wort, zur Phrase, — das Christenthum erhöht das „Wort", den Gedanken, zur Liebe, zur liebenden That.

Und der letzteren bedürfen wir; Worte haben wir bereits genug gehört. Jahrhunderte lang sind sie schon ertönt und haben die Menschen nicht gebessert, weil die That immer in's Jenseits, nach „droben" verschoben wird. In der christlichen Tempelhalle hören wir von christlicher Liebe und draußen finden wir sie nicht; ja, die Tempelhalle selbst läßt uns auf den ersten Anblick das Gegentheil von socialer Liebe vermuthen, wir sehen ja den Reichthum und den hohen Rang in prächtigen Kleidern und in Logen sitzend, während die Bedürftigkeit und die Armuth unten Platz nimmt oder steht, oder auch Sonntags nicht kommt, sondern Wochentags, weil's ihr am „hochzeitlichen Kleide" fehlt. Sieht's da droben im Himmel auch so aus? Finden wir da auch Herr und Knecht, Reich und Arm? —

Die Welt sehnt sich wieder, wie zu Christi Zeit, nach Erlösung und Versöhnung; aber die Kirche mit allen ihren Worten wird und kann diese Erlösung und Versöhnung der Menschheit nicht bringen. Sie steht ja im Zwiespalt mit der ganzen modernen Bildung, mit der ganzen Zeitrichtung, mit dem ganzen modernen politischen und socialen Leben. Sie steht im Zwiespalt mit der neuen Wissenschaft, mit dem Kopernikanischen Weltsystem; man hat von ihr das Witzwort gesagt: sie „knakt" in allen Fugen. Wenn sie denn „knakt," wird sie noch so lange „knaken", als sie noch auf falschem, jetzt nicht mehr geltenden Fundamente steht, auf der Bibel A. und N. T. Ihr Fundament muß Natur und Geschichte werden, jene ihr altes, diese ihr neues Testament; aus einem Rechtsinstitut, das sie nicht sein kann und darf, muß sie ein bloßes Bildungsinstitut werden, wie es jetzt schon von den freien Gemeinden angebahnt wird. Andernfalls „knakt" sie fort, bis sie endlich, da sie zu sehr dem modernen Geiste widerstrebt, mit einem plötzlichen Einsturz, wie ein altes morsches Gebäude zusammenknickt und knackt.

IV. Zwei alte Weltanschauungen.

> Die Welt krankt nur an einer einzigen Krankheit, alles andere Unwohlsein hat seine Wurzel in ihr. Diese Krankheit, die noch keinen offiziellen Namen hat, soll hiermit getauft werden, sie ist — der Retrospectivismus oder, um menschlicher zu reden, die Manie, das goldene Zeitalter hinter uns zu suchen. Das ist eine fixe Idee, ein Irrsinn, und der, dem es gelänge, diese Krankheit zu heilen, wäre der erste wahrhaft große Wohlthäter der Menschheit, er wäre der einzige von Allen, die man bisher gepriesen oder sogar angebetet, der einen Gedanken gefunden, auf den sich etwas gesundes Ganzes, etwas, das nicht einer Kaste, nicht einer Nation, sondern der Gesammtheit von einem Pole zum andern Erlösung und Freiheit brächte, aufbauen ließe.
>
> Max Waldau.

Die oben genannte Catastrophe des Zusammenbrechens der jetzigen Kirche wird und muß jedenfalls einmal eintreten, weil das Fundament, worauf sie gebaut ist, ihr immer mehr und mehr schwindet, nämlich die alte theistische Weltanschauung. Was ist eine Weltanschauung? — Wir müssen bei Beantwortung dieser Frage uns das Wort, um welches es sich handelt, genau ansehen und dabei auf den Grundstandpunkt zurückgehen. Weltanschauung! — Die Welt wird angeschaut. Von wem? — Vom Menschen, vom Ich. Wir haben also bei der Weltanschauung zwei Theile, ein Ich und eine Welt, ein anschauendes Subject und ein angeschautes Object. Das Schauen ist aber kein bloßes Beobachten, Erfahren, Verstehen, kein bloßes kalt objectives Ergründen des Gegenstandes, sondern es liegt darin eine Mitthätigkeit des vor dem Gegenstande stehenden Subjects. Je nach dem Wesen des Subjects wird auch sein Schauen ein anderes. Nicht Jeder schaut den Gegenstand auf gleiche Weise. Beim Weltanschauen steht demnach vor dem angeschauten Gegenstande, der Welt, ein denkendes Subject, ein über das, was es mit den Sinnen erfassen kann, noch hinausgehendes, zu der vorhandenen Welt eine neue Welt, eine Welt der Gedanken, der Ideen und Ideale hinzubauendes Subject. Denn: was heißt denken? — Denken heißt: zu dem, was man schaut, den Anfang suchen und das Ende folgern, zu dem Was der Dinge ihr Warum, ihr Woher und Wohin, das hinter den Dingen Liegende und ihr Ziel ergründen wollen, zur Welt den Gott suchen. Bei der Welt-

anschauung schaue ich demnach mit zweierlei Augen, mit leiblichem und geistigem Auge. Das erstere zeigt mir die Welt, wie sie ist; das zweite schaut noch darüber hinaus, schaut noch hinaus über Empirie und Wissenschaft. Aber je nach dem Wissen modificirt sich das Schauen. Mein Schauen oder mein Glauben basirt eben auf dem Wissen, gestaltet sich nach dem Wissen, und aus dem Glauben wiederum resultirt das Leben. So enthält denn die Weltanschauung dreierlei: das Wissen, Glauben und Leben des Menschen, sein Wissen von der Welt, sein Glauben Gottes, sein Leben mit dem Mitmenschen. Das leibliche Auge zeigt ihm die Erfahrungswelt, und das geistige Auge läßt ihn eine Gedankenwelt hinzubilden. Beide Augen haben ihren Sitz im Kopfe; der Kopf ist gleichsam eine Welt im Kleinen, ein Mikrokosmos, auch schon der äußeren Gestalt nach. Denn rund sind die Weltkörper, rund ist die Erde, rund ist der Menschenkopf; der übrige Leib ist gleichsam nur sein Gestelle. Das ganze Menschenleben ist ein Denkprozeß dieses Kopfes. In den Köpfen erzeugen sich Gedanken, diese werden That und Leben, sociales und staatliches Leben, Sitte und Gesetz. Gegen tausend Millionen Menschenköpfe giebt es auf der Erde, und davon sind nur die wenigsten denkende Köpfe; die andern sind oft nicht viel mehr, als Thierköpfe. In manchen Köpfen erzeugt sich eine Welt von Gedanken, in andern kaum ein winziges Räumchen. Alles ein Denkproceß, vom ersten Menschenkopf auf dieser Erde bis zum dereinstigen letzten! —

In den Menschenköpfen der Jetztzeit bildet sich nun eine neue Gedankenwelt; die Menschheit steht jetzt an einem Wendepunkt ihres geistigen und socialen Lebens. Ihr Wissen ist ja seit Kopernikus ein anderes, und folgerecht ändert sich auch ihr Glauben und Leben. Die beiden bisherigen theistischen Weltanschauungen wollen nicht mehr befriedigen; eine neue Weltanschauung ist im Entstehen, bildet sich heran und gestaltet sich in den Geistern der Denkenden. Es ist nun meine Aufgabe, die beiden alten Weltanschauungen des Anthropotheismus und Pantheismus zu schildern, ihren Grundfehler hervorzuheben, dann ihren totalen Gegensatz, den Materialismus, ihnen gegenüber zu stellen und als Vermittlung beider Gegensätze die neue Weltanschauung des Kosmismus darzustellen. Mit den Capiteln V, VI und VII trete ich aus dem Kreise des allgemeinen Zeitraisonnements heraus und spreche mehr als Besonderer, als Einzelner, mein Denken schildernd und meine Gedankenwelt, die ich als Suchender gefunden habe. Möchte der Abschluß, zu dem ich gekommen bin, auch Andere befriedigen, wie er mich befriedigt, da ich mich eben bescheide, die absolute Wahrheit, das hinter den Dingen Liegende nie zu finden, nach dem weisen Ausspruch des Simonides: Nur Gott versteht Metaphysik.

Um zur Wahrheit zu gelangen, ist vor allen Dingen Klarheit nöthig; denn nur Klarheit führt zur Wahrheit. Wir müssen eine

klare Anschauung von den in der Menschheit lebenden Ansichten haben, um ein Urtheil über sie abgeben zu können. Wir haben da vier Volksreligionen: Heidenthum, Judenthum, Christenthum und Muhamedthum. Sie legen uns ein fertiges künstliches System von Glaubenssätzen vor und treten mit der Prätension an uns heran, dieselben anzunehmen, um hier glücklich und dereinst selig zu werden. Sie haben alle ihre heiligen Bücher, in denen die Heilswahrheiten Schwarz auf Weiß zu lesen sind, ihre Propheten und heiligen Männer, die als Gesandte Gottes das Wort Gottes selbst verkünden. Kein Menschenwort steht in den heiligen Büchern, kein Mensch spricht darin, sondern Gott selbst, er offenbart sich dem Menschen. Sonderbar bleibt es freilich, daß Gott auf viererlei Weise gesprochen und daß die eine Rede der andern widerspricht. Neben diesen vier Volksreligionen mit ihren heiligen Männern und ihrem Gotteswort zieht sich eine lange Reihe von andern Männern, die sich nicht heilige nennen und auch nicht Gottes Wort zu verkünden prätendiren, sondern einfaches Menschenwort, eine Reihe von Philosophen, von Weltweisen, von Wahrheitsuchern. Diese lange Reihe von Männern erstreckt sich von Thales, 600 v. Chr., bis auf Hegel, geht merkwürdigerweise durch alle vier Volksreligionen hindurch; denn es gab ja auch philosophirende Juden und Muhamedaner. Durch ihre bloße Existenz negiren sie das vierfach gesprochene Gotteswort; denn wenn Gott wirklich gesprochen, hätte der Mensch schweigend zu hören. Sie aber reden, bauen Systeme, und wenn das Gotteswort ein vierfaches ist, so ist das hier ertönende Menschenwort ein noch weit zahlreicheres, ein so vielfaches, als es philosophische Systeme giebt, von denen bekanntlich immer das eine das andere vernichtet. Nun, da haben wir ja eine Menge von Wahrheiten, aber leider eben vor lauter Wahrheiten — keine Wahrheit. Wir haben uns nun in dieser Menge von Ansichten und Anschauungen zurecht zu finden, um eine klare Uebersicht zu gewinnen und, wenn möglich, zu der Wahrheit zu gelangen, die uns allein befriedigen kann.

Was finden wir, wenn wir die Dinge um uns und über uns und uns selbst genau ansehen? — Wir finden und fassen uns zunächst selbst als Einheit allem Andern gegenüber, wir sagen: Ich dem Andern gegenüber und nennen dieses Andere, alle Dinge, die wir nicht sind, den ganzen Complex alles Daseienden vom geringsten Gegenstand bis zu den fernen Sonnen, die wir sehen, und den noch ferneren, die wir nur ahnen, alles dies Vorhandene nennen wir die Welt. Der Grundstandpunkt, auf den wir zurückgehen müssen, ist demnach: das der Welt gegenüberstehende Ich, ein Ich und eine Welt. — Was findet der Mensch, sich selbst beschauend? Er findet in sich Receptivität und Productivität, Vermögen und Kräfte. Der Mensch fühlt die Dinge, sie machen einen Eindruck auf ihn, aber einen unklaren, der Mensch hat Gefühlsvermögen. Er erkennt die Dinge, sie machen einen klaren Eindruck auf ihn, er hat Erkenntniß-

vermögen. Wir sagen auch: er versteht die Dinge und nennen daher dies Vermögen Verstand. Beide Vermögen hat der Mensch mit niedern Stufen gemein; die Pflanze hat Gefühl, aber noch keinen Verstand, das Thier aber hat auch Verstand. Pflanze und Thier kommen aber über die vorhandene Welt nicht hinaus; nur der Mensch vermag, sich eine neue Welt, eine Gedankenwelt zu bauen. Das Gefühlsvermögen steigert sich bei ihm zur Gefühlskraft, Dichtkraft, Phantasie, und das Erkenntnißvermögen zur Denkkraft, Vernunft, die gleichsam eine von außen her tönende Stimme „vernimmt", die mit dem bloßen Erkennen sich nicht begnügt, sondern nach den Gründen, und sogar nach den letzten Gründen frägt. Zu beiden kommt noch, wie am Körper die Glieder, als Drittes der Wille, die Thatkraft. Pflanzen und Thiere leben nur, sie haben Lebenskraft, Seele; der Mensch aber tritt schöpferisch auf, er hat Geist, er dichtet und denkt.

Was thut das Ich der Welt gegenüber? — Erstlich erkennt, versteht es die Dinge, wie sie sind, und wenn es die Dinge erkannt und verstanden hat, weiß es dieselben, hat Wissenschaft von ihnen. Das hier thätige Vermögen ist der Verstand. Zweitens gestaltet es die Dinge poëtisch, dichtet hinzu, sucht es, den Dingen eine poëtische Gestalt abzugewinnen, die Wirklichkeit zu verschönern. Der Mensch läßt seiner Phantasie die Zügel schießen, er wird Dichter, wird Künstler. Der Wissenschaftsmann und der Dichter, beide sehen die Dinge, aber jeder mit andern Augen; denn anders sieht der Botaniker die Blume an, anders der Dichter. Das Ich aber begnügt sich nicht mit den Dingen, wie sie sind, mit der Welt, wie sie da ist; es will die Wissenschaft abschließen und vollenden, denn man weiß nur dann erst wirklich, wenn man eine Sache bis auf ihren Ursprung ergründet. Deßhalb sucht das Ich zur Welt ihr Warum, ihr Woher, ihren Anfang und Ursprung, ihren Gott. Gott, Welt, Mensch, oder, vom Bekannten zum Unbekannten fortgehend, Mensch, Welt Gott sind die Gegenstände, womit die Vernunft sich beschäftigt. Der Verstand hat es nur mit Mensch und Welt zu thun, er kennt keinen Gott. Das Ich aber ging bisher in seinem Suchen Gottes auf zwei Wegen, entweder auf dem Wege der Religion, oder der Speculation, entweder phantasirend, oder speculirend. Beide suchen zur Wissenschaft von der Welt die Wissenschaft von Gott, zur Wissenschaft des Was der Dinge die Wissenschaft ihres Warum und Woher. Die Religion behauptet, sie habe diese Wissenschaft und nennt dieselbe Theologie, die Wissenschaft von Gott, Wissenschaft von Etwas, wovon der Natur der Sache nach Niemand etwas wissen kann. Sie sagt von sich gradezu: Religio possidet veritatem. Die Speculation ist bescheidener, sie giebt ihre Wissenschaft, die Philosophie, immer nur für einen Versuch aus, das Weltwissen zu vollenden; sie acceptirt bescheiden das weitere Wort der Religion: Philosophia quaerit veritatem. Wir wollen

beide Wege uns näher ansehen und werden dann finden, daß der Theos, zu dem sie führen, nur der sich selbst täuschende und überhebende winzige Anthropos selbst ist, daß der sogenannte Theismus demnach nichts weiter ist, als bloßer Anthropismus. Es kann sich oft ein Jahrtausende langer Irrthum durch eine einzige klare Stellung beseitigen lassen.

Alle vier Volksreligionen basiren noch auf dem alten Wissen; denn erst seit Kopernikus im 16. Jahrhundert ist der Menschheit die Erde eine um die Sonne kreisende Kugel geworden. Den Menschen des Alterthums war sie eine Scheibe, begrenzt vom Himmelsgewölbe, an welchem Sonne, Mond und Sterne befindlich als „Lichter am Himmel", wie die Bibel sich ausdrückt, um unsere Erde zu erleuchten. Die Erde war demnach eigentlich die Welt und ihretwegen waren Sonne und Sterne da. Die Erde stand im Mittelpunkt und um sie bewegten sich Sonne und Sterne. Alle Religionsstifter der Vorzeit, auch Jesus, kannten das Kopernikanische Weltsystem noch nicht. Mit dem alten Wissen ging denn auch der Glaube Hand in Hand und mit dem Glauben das Leben. Der Mensch des alten Wissens theilte alles Dasein in Himmel und Erde; er dünkte sich so erhaben über Alles, daß er sich für die Krone der Schöpfung hielt, daß er annahm, Alles sei nur seinetwegen vorhanden, die Erde, damit er darauf stehe und gehe und damit sie ihm Nahrung, Kleidung und Wohnung, und die Sonne, damit sie ihm Licht und Wärme gebe. Und im Himmel, dort über den Sternen, wohnte und thronte der Schöpfer alles Daseienden, den er sich menschähnlich vorstellte, nur erhabener, mächtiger, gewaltiger, als er selbst. Was auf der Erde sich bewegt und lebt, zeigte ihm sein leibliches Auge; was im Himmel ist, sah sein leibliches Auge zwar nicht, desto besser aber sein geistiges. Denn was er nicht sah, das dichtete er zum Gesehenen hinzu und so bevölkerte er den Himmel mit menschähnlichen Gestalten, schuf den Gott und die Göttergestalten nach seinem Bilde, nach seinen Eigenthümlichkeiten, sogar nach seinen Launen, so daß sich das Wort in vollem Maße bewährte: Wie der Mensch, so sein Gott, und: In seinen Göttern malet sich der Mensch.

Die Phantasiegebilde des phantasirenden Menschen musternd, sehen wir da Göttergestalten, höhere und niedere, die in ihrem Himmel nicht immer bleiben, sondern zu dem Menschen auch auf die Erde kommen. Es giebt da eine Göttergeschichte im Himmel und eine Menschengeschichte auf der Erde, gleichsam wie zwei nachbarliche Wohnungen mit ihren Insassen und deren wechselseitigem Leben. Schön und heiter, wie der sonnige Himmel Griechenlands, war das Leben der Götter im Olymp! Sie schmaus'ten, zechten und sangen, zankten sich zuweilen, mischten sich auch in die Kriege und Streitigkeiten der Menschen, intriguirten gegen einander, begingen eheliche Untreue, genug: wie der Mensch auf Erden, so sein Gott im Himmel. Die schöne Griechenwelt wiederholte sich im Olymp; der Gott im

Olymp war der Grieche selbst; er wurde auch geboren, wie der Mensch, starb aber nicht, wie dieser. Wie sonderbar! Im Laufe der Zeiten sind die schönen Griechengötter zwar verschwunden, ihre Unsterblichkeit vindicirt sich aber der Mensch jetzt selbst. Der Mensch hat sich gewissermaßen zum Griechengott gemacht, er wird geboren, stirbt aber nicht; denn sein Sterben gilt ja nur dieser Erde; er hat einen Anfang, aber kein Ende.

Die skandinavische und germanische Götterlehre zeigt uns den wilden, kriegerischen Skandinavier und Germanen; jedes Volk bildet sich seine Götter nach seiner Eigenthümlichkeit, seinem Charakter, seiner Bildung. Vom Klotz des Fetischanbeters bis zum Olympischen Zeus des Phidias, welch' ein Abstand! Der schöne gebildete Grieche hatte einen schönen Gott, und das wilde Thier in Menschengestalt liegt betend vor seinem Klotz. Der Charakter jedes Volkes prägt sich in seiner Mythologie aus; denn Mythologieen haben die vier Religionen ohne Ausnahme. Sie sind alle Polytheismen, haben ihren Obergott mit Untergöttern, Halbgöttern, Göttersöhnen, Heiligen, Engeln, Dämonen und Teufeln. Wenn der Gott mit dem Teufel sich um die Herrschaft zankt, kann doch sicherlich von einem Monotheismus nicht die Rede sein, und wenn dieser Gott sogar aus drei Personen besteht und Heilige, Engel und himmlische Heerschaaren als Halbgötter und Untergötter um sich hat, so ist der Polytheismus damit in voller Blüthe. Der Gott der Juden ist der leibhaftige jähzornige, rachgierige, dünkelhafte Jude, der sich in seinem Dünkel als „Volk Gottes" aus der Menschheit heraushob und prätendirte, er habe die Heiden auszurotten, denn ihm gehöre die ganze Erde. Wohl! der Dünkel hat sich erfüllt, es gehört ihm ja jetzt die ganze Erde; denn überall, vom Nordpol bis zum Südpol, finden wir dieses „auserwählte Volk". Die Weltgeschichte ist eben hier, wie immer, zum Weltgericht geworden. — Liebend, wie der hohe Genius, den wir Christus nennen, war sein Gott, ein liebender Vater aller Menschen. Unter dem Volke des äußersten Egoismus erstand die reinste, höchste Liebe. Die Geschichte stellt sehr häufig die Contraste zusammen und läßt die Extreme sich berühren. Jeder schroffe Satz erzeugt den noch schärfern Gegensatz; die höchste Liebe, sogar Feindesliebe, konnte nur unter dem Volke des höchsten Hasses geboren werden.

Außer der Verehrung von heiligen Männern, heiligen Büchern, die Gottes Wort enthalten, außer der Annahme von Wundern u. dergl. haben diese Phantasiegebilde noch das Gemeinsame und Eigenthümliche, daß sie das Paradies, den glückseligen Zustand der Menschheit, hinter uns sehen, daß sie von einem goldenen Zeitalter, einem Zeitalter des Saturnus, einem Eden der Vorzeit uns erzählen, wo die Menschen gut und glücklich waren. Wir sind gut gewesen und schlecht geworden, haben im Paradiese gelebt und sind dessen durch die Sünde verlustig geworden; eine Sündfluth ist ge-

kommen, die sündige Menschheit zu vernichten, und hat nur wenige Gerechte übrig gelassen. Hinter uns liegt der Menschheit Paradies. Der gute Mensch ist auf Erden schon gewesen; jetzt lebt er nur noch ein erbärmliches, kümmerliches Leben in seinem irdischen Jammerthal unter dem lastenden Fluch der Sünde.

Fragen wir uns: wer spricht hier von den beiden auf dem Grundstandpunkt gegebenen Größen? — so wird die Antwort lauten: es spricht nur die eine, das Ich, und zwar mit recht lauter Stimme. Es spricht das Ich, als habe die Natur auch gar keine Sprache, als haben wir gar nicht zu hören, was sie uns sagt und unsre eigne Sprache darnach zu modificiren. Von den beiden Größen: Ich und Welt, streicht das Ich die Welt und spricht allein. Es bevölkert die Natur mit Wesen seines Wesens, den Himmel mit Göttergestalten nach seinem Bilde; es spielt, wie das Kind, mit Sonne und Gestirnen, als seien sie nur Spielzeug, mit dem es nach Belieben schalten könne. Wie das Kind vor dem verständigen Manne, so steht das phantasirende Ich vor der Vernunft. Was hat das unmündige Kind nicht schon gethan, worüber es vom Manne Tadel erhielt! Was hat das phantasirende Ich nicht schon phantasirt, was die Vernunft als Gefühlseinseitigkeit verwerfen muß! Das Kind greift nach dem Monde, um mit ihm zu spielen, und der phantasirende Mensch thut ein Aehnliches. Ist das Theismus, wirklicher Theismus, was sich schon Jahrtausende lang so nennt? — Nein, es ist nichts weiter, als Anthropismus; der schaffende und handelnde Gott ist hier nur der schaffende und handelnde Mensch selbst. Wenn der Mensch sich die Welt zu Füßen legt, sich die Welt „einbildet," anstatt der Wahrheit, daß wir der Welt eingebildet sind, in die Welt als Theile und Theilchen hineingebildet sind, nun, dann sind wir eben im Bereich der Phantasiegebilde und der Wunder, von deren Ausdehnung und Ausbreitung keine Grenze abzusehen ist. Die ganze Geistesrichtung, die solche Dichtungen als Wahrheiten und Wirklichkeiten hinstellt, ist ja eine falsche; ob in der einen Dichtung mehr Wunderbares, als in der andern vorkommt, ist dann das, worauf wenig ankommt.

Das hat man denn auch schon lange vor Christi Geburt eingesehen und einen andern Weg zur Wahrheit versucht, den Weg der Speculation; man hat sich abgewendet von der Religion, als nicht die Wahrheit enthaltend, man hat speculirt, philosophirt. Speculiren, schauen, mit den Augen des Geistes den Gegenstand von allen Seiten beschauen, um ihn genau zu ergründen, ist jedenfalls etwas Anderes, als Herz an Herz, Gemüth an Gemüth sich an den Gegenstand fesseln. Wenn der Religiöse frägt: Was ist der Gott mir, meinem Herzen und Gemüthe? — so frägt der Philosoph: Was ist er Allen, was ist er überhaupt? Jeder Philosoph sagt damit, daß er philosophirt, zum Religiösen: Du hast nicht die Wahrheit, ich will sie erst suchen; deine Herzenswahrheit

befriedigt meinen Kopf nicht. So haben sich denn von allen vier Volksreligionen Geister losgemacht und sind ihren eigenen Weg gegangen, haben philosophirt. Hauptsächlich war es der Punkt von der Entstehung der Welt, der ihnen mangelhaft und unbefriedigend beantwortet erschien. Wenn man eben strebte, die Wissenschaft abzuschließen und zu vollenden, so verlangte der wissenschaftliche Ernst auch eine streng wissenschaftliche Antwort. Ein Gott, der die Welt geschaffen hat, man weiß nicht: warum, der sie auch eben so gut nicht schaffen konnte, der sie gemacht hat, wie der Tischler den Stuhl, der Töpfer den Topf u. s. w. und der dann an der Welt seine Grenze findet, also verendlicht wird, konnte dem reflectirenden Geiste nicht genügen. Dieser Geist fand hier nur Zufall, wo strenge Nothwendigkeit sein mußte. Er verlangte den Satz, wie die Wissenschaft ihn verlangt: die Welt muß sein, nicht den: die Welt ist, konnte aber auch nicht sein, wenn Gott sie eben nicht gemacht hätte, und warum er sie gemacht hat, wissen wir nicht. Der reflectirende Geist will das Verhältniß der Welt zu Gott nicht als das Verhältniß der Wirkung zur Ursache, sondern als das Verhältniß der Folge zum Grunde. Hier im letztern ist logischer Zwang und Denküberzeugung. Wenn also die Religion Gott und Welt zusammenstellt wie Ursache und Wirkung, so die Speculation wie Grund und Folge. Die Speculation fühlt eben kein Bedürfniß des Herzens, wie die Religion, die sich an den Gott fesselt, bindet, anschmiegt, sondern ein Bedürfniß des Kopfes, der, nachdem er die Dinge geschaut, wie sie sind, auch wissen will, woher und warum sie sind. Die Speculation kennt demnach keinen Schöpfer der Welt, der sie gemacht, sondern ein Princip der Welt, aus welchem dieselbe mit strenger Nothwendigkeit folgen mußte; die Welt ist ihr nicht zufällig geworden, sondern nothwendig entstanden. In dem letztern Worte liegt kurz und bündig der Grundunterschied beider Wege: der Religion ist die Welt von Gott, dem Weltschöpfer, geschaffen, der Speculation ist sie aus Gott, dem Weltprincip, entstanden.

Das Gemeinsame beider ist, daß sie die Welt für das Von-Gott halten, daß sie die Frage zu beantworten suchen: Woher die Welt? — daß sie also beide zurückblicken, retrospectiv sich verhalten. Eine Welt ist da, wir sehen aber in sie hinein, wie in ein Buch, von dem uns nur eine Seite zu lesen verstattet ist. Wir haben da kein Titelblatt mit dem Namen des Verfassers, keinen Anfang, wissen wohl, daß sie vorhanden, aber nicht, woher sie entstanden ist. Und wenn wir dieses Woher nicht wissen, wissen wir überhaupt nichts, und wissen wollen wir ja doch, dahin treibt uns ein unbezwingliches Verlangen. Da hilft sich denn der Mensch, so gut er kann, er macht sich selbst zur Norm und sagt dichtend, sein Handeln als Norm annehmend: Gott schuf die Welt, wie ich selbst irgend ein Werk schaffe. Das ist der Weg der Religion, die

zu einem Himmelsgott gelangt, der da vor der Welt war, mit der Welt ist und nach der Welt sein wird, der Zeit und dem Raume nach von der Welt geschieden, an der Welt seine Grenze findend, also verendlicht. Sie kommt zu einem endlichen Gott und einer endlichen Welt, zu einem Dualismus, den der philosophische Geist als wohl Gemüth und Herz, nicht aber Verstand und Kopf befriedigend verwirft. Wenn nach Wissenschaft gestrebt wird, dann darf vor allen Dingen der Verstand nicht Nein sagen. Der Philosoph verwirft demnach die Wahrheit der Religion als bloße Dichtung, womit die Wissenschaft sich nicht befassen könne, er verwirft die Theologie, die Gottwissenschaft des Religiösen, und sucht die Wahrheit, da sie ihm noch nicht gefunden ist. Dein Gott, sagt der Philosoph zum Religiösen, ist mir kein Gott und deine Welt keine Welt, da sie ja im Grunde nur unsre winzige Erde ist; ein endlicher Gott ist ein Unding und eine endliche Welt nicht minder; du setzest Gott als das Eine und die Welt als das Andere, eines vom andern geschieden, eines am andern seine Grenze findend. Nur eine strenge Geschlossenheit und Gebundenheit beider befriedigt; die Zweiheit beider kann nie die Wahrheit sein; die Wissenschaft verwirft den Dualismus und fordert streng den Monismus, die Einheit von Gott und Welt. Dein transscendenter, der Welt jenseitiger Gott kann wohl den kindlich träumenden Menschen befriedigen, nicht aber den bewußten, denkenden, nach Wissen strebenden. Der Denker fordert einen immanenten Gott, Immanenz Gottes in der Welt, nicht Transscendenz.

So geht denn die Speculation, die das Woher der Welt schauen, anschaulich vor sich haben will, neben der Religion ihren Weg von Thales bis auf Hegel. Wenn der Gott der Religion, nach dem Bilde des Menschen geschaffen, ein Himmelsgott ist, anthropomorphistisch gedacht, also ein Antropo-Theos, wird der Gott der Speculation ein All-Gott, ein Pan-Theos, ihre Ansicht Pantheismus. Wie der Theismus einen Stufengang geht, ehe er bis zum Menschgott gelangt, wie er als grob materialistischer Individualismus ein Stück Natur heraushebt und es als Gott verehrt, sei dies nun irgend ein Klotz, Baumstamm u. dergl. (Fetischdienst), oder das Feuer (Pyrolatrie), oder eine Pflanze, ein Thier, oder die Gestirne (Sabäismus), so auch der Pantheismus. So nahm denn der philosophirende Mensch ein Stück Materie aus der Allmaterie heraus und sagte: dies ist das Princip der Materie. Thales, der erste Philosoph, hielt das Wasser oder das Urfeuchte für das Princip der Dinge, Anaximenes die Luft u. s. w. Der philosophirende Geist auf der höhern Stufe entgegnete darauf: kein Stück der Materie kann das Princip der Dinge sein, denn dann könnte man fragen: Woher kommt denn dieses Stück Materie? Das Princip der Welt muß geistig sein, ein Wesen ohne Form. So kam denn der Mensch darauf, sich den Gott und seine Welt mathematisch zu con-

struiren. Wie aus dem mathematischen Punkt, einem bloßen Gedankending, durch Fortbewegung über die Linie und Fläche hinaus der Körper wird, so wird aus dem an sich seienden Gott, dem Gott in der Anlage, aus dem bloßen bestimmungslosen Sein, also im Grunde einem Nichts, durch Bewegung die Welt. Im Anthropotheismus schafft Gott aus Nichts, im Pantheismus wird er aus Nichts, mögen wir dies pantheistische Nichts nun Substanz, das Absolute oder sonst wie nennen, es ist immer nur das reine, bestimmungslose Sein. Gott muß erst Welt werden, um wirklich zu werden, er kommt als Welt namentlich im Menschen erst zum Bewußtsein, der an sich seiende Gott wird für sich seiend, der Gott in der Anlage wird wirklich. Das Weltschaffen Gottes wird hier zum Weltwerden, die einmalige That zum ewigen Proceß, das einmalige Menschwerden in Christo zum ewigen Menschwerden in jedem Menschen. Der wirkliche und zum Bewußtsein gekommene Gott ist der Mensch; Gott ist nicht Person, sondern der sich ewig Personificirende. So können wir denn sagen: von den beiden Theismen macht der eine, der Antropotheismus, den Gott zum Menschen, und der andere, der Pantheismus, den Menschen zu Gott. Der speculirende Geist wollte den Dualismus des phantasirenden vermeiden, er verlangte ein Einssein von Gott und Welt und ist hier zu einem nie fertigen, ewig werdenden Gott gelangt. Wenn der anthropotheistische Gott das Unvollkommene außer sich hat, so hat der pantheistische es in sich; ein Gott, der ewig nur wird, nie ist, entspricht sicherlich eben so wenig dem geistigen Verlangen des Menschen, wie ein Gott, der in menschlicher Weise schafft und in seinem Himmel menschähnlich thront.

Beide Wege, Gott zu suchen, prüft und verwirft der Verstand, der sich in der Geschichte der Philosophie als Scepticismus und Empirismus geltend macht; aber er wird dadurch wiederum einseitig, daß er nun jedes Suchen aufgiebt und sich einzig und allein mit der vorhandenen Welt begnügt, die ihm seine Sinne kundthun. Wie der Wurm die Frucht zernagt, so zernagt der einseitige Verstand das Gebäude des phantasirenden und speculirenden Ich, baut aber kein neues, sondern sitzt auf seinen Ruinen und fühlt im Grunde sich selbst unheimlich und vereinsamt. Denn eine Welt ohne Gott ist wie eine Erde ohne Sonne, wie Jean Paul sehr schön sagt: „Ich will mit geringern Schmerzen die Unsterblichkeit, als die Gottheit leugnen; dort verliere ich nichts, als eine mit Nebeln bedeckte Welt; hier verliere ich die gegenwärtige, nämlich die Sonne derselben. Das ganze geistige Universum wird durch die Hand des Atheismus zersprengt und zerschlagen in zahllose quecksilberne Punkte von Ich's, die blinken, rinnen, irren, zusammen und auseinander fliehen, ohne Bestand und Einheit. Niemand ist im Universum so sehr allein, als ein Gotteslengner; — er trauert mit einem verwaiseten Herzen, das den größten Vater verloren hat, neben dem unermeßlichen Leich-

nam der Natur, den kein Weltgeist regt und zusammenhält, und der im Grabe wächset und trauert so lange, bis er sich selber abbröckelt von der Leiche. Die ganze Welt ruht vor ihm, wie die große, halb im Sande liegende ägyptische Sphinx aus Stein, und das Universum ist die kalte eiserne Maske der gestaltlosen Ewigkeit." —

Der Materialismus, die Ansicht des nackten Verstandes, ist der Theismus als Ruine; denn der Verstand ertödtet jede Production, wie das Salz, welches zwar Würze zu jeder Speise, aber nicht selbst Speise sein kann. Wenn der Theismus auf dem einen Fuße hinkt, so sicherlich der Materialismus auf dem andern; beide sind Einseitigkeiten und darum beide nicht die Wahrheit. Der Materialismus ist überdieß auch gar keine Weltanschauung; denn in der Weltanschauung liegt doch irgend eine Aussprache des Ich. Im Materialismus aber verdammt sich das Ich zur Selbstvernichtung, streicht sich selbst aus und läßt nur die Welt sprechen. Die Weltanschauung ist ja eine Gedankenwelt, die der Mensch neben die vorhandene Welt hinbaut. Der Materialismus aber begnügt sich ganz und gar mit der vorhandenen Welt, will nur diese anerkennen und weiter nichts. Er tadelt am Pantheismus, daß er noch einen Gott statuirt, immer noch einen Dualismus hat und keinen wirklichen Monismus. Da der Gott des Pantheismus aus zwei Theilen besteht, aus dem Gott in der Anlage und dem Gott in der Wirklichkeit, so läßt der einseitige Verstand den Gott ganz und gar fallen und anerkennt nur die Welt, proklamirt also den Atheismus.

Wir finden jetzt viele strebsame Geister in unserer Zeit, die auf ihrem selbständigen Wege, den sie auf eigenen Füßen gehen, ohne sich auf ein Glaubensdogma oder philosophisches System zu stützen, in diese traurige Einöde und Sandwüste sich verirren, in diese Nacht, die von keiner Sonne erhellt wird, — die dann, wenn sie die Harmonie ihres Innern verloren haben, sich nur noch an der Harmonie der Töne oder der Farben ergötzen, und wenn sie auch davon abkommen, an der bloßen Genußsucht ihre Freude finden. Solchen Geistern, die mit Gewalt wissen wollen, was nicht zu wissen ist, die die Gottfrage in ein Gebiet verlegen, wohin sie gar nicht gehört, ist nun kurz Folgendes zu entgegnen: Wenn auch der Kopf, der Verstand, den Gott entbehren kann, so doch nie das Gemüth, das Herz. Der Verstand verlangt genaue Rechenschaft über den Gottglauben. Er könnte aber eben so gut vom Liebenden Rechenschaft verlangen, warum er liebt. Gott gehört nun einmal nicht in das Gebiet des Wissens, wird nie ein Gegenstand der Wissenschaft werden, sondern ewig nur dem Gebiet des Glaubens angehören. Vor dem Wissen, sei es nun das empirische (die Sinne zeigen uns keinen Gott), oder das mathematische und logische, wird die Gottfrage nie bestehen; das Endliche kann nicht Unendliches ergründen. Der Verstand vernichtet den Gott, das Gemüth nur baut ihn immer wieder auf, es kann den Gott nicht entbehren. Alles,

was in vielen philosophischen Büchern weitläufig über die Unmöglichkeit Gottes geschrieben wird, läßt sich in dem einen Satze zusammenfassen: Der Verstand hat keinen Gott; denn Empirie und Logik wissen nichts von Gott. Das Gemüth, die Aussprache des Ich, des lebenden und webenden Subjects, darf nur eben auch nicht einseitiges Gefühl bleiben, sondern Gefühl und Verstand müssen sich zur Vernunft vermitteln und versöhnen, wie aus Hitze und Kälte die wohlthuende Wärme wird. Das geschieht denn auch in der dritten Weltanschauung, in welcher Religion und Philosophie Hand in Hand gehen, die uns eine Vernunftreligion und eine contemplative Philosophie, eine Philosophie der Thatsachen liefert, und die den nach Wahrheit strebenden Geist zufrieden stellt, so weit diese Zufriedenstellung eben im Bereich der Möglichkeit liegt.

V. Die neue Weltanschauung.

> Das lebhafteste Vergnügen, welches ein Weiser in dieser Welt haben kann, ist: neue Wahrheiten entdecken; das nächste nach diesem ist: alte Vorurtheile los werden.
>
> Friedrich der Große.

Wenn der Theismus, um eine allgemein verständliche Vergleichung zu gebrauchen, auf dem einen Fuße hinkt und der Materialismus auf dem andern, wenn wir im ersteren nur das Ich hören, und im letzteren nur die Welt, so haben wir in der neuen Weltanschauung des Kosmismus diejenige, in welcher beide Einseitigkeiten versöhnt und vermittelt sind, in welcher Ich und Welt zu der ihnen gebührenden Geltung gelangen. Beide alten Weltanschauungen blicken rückwärts, sind Retrospectivismus, die theistische sogar in doppelter Beziehung, indem sie auch das Paradies der Menschheit in die Vergangenheit verlegt; — sie blicken rückwärts, indem sie sich die Aufgabe gestellt haben, das Woher der Welt zu ergründen, den richtigen Begriff von Gott zu finden. Das ist aber ein vergebliches Bemühen; ihr Theos, den sie da finden, ist und bleibt immer nur

der Anthropos selbst, im Theismus der handelnde, im Pantheismus der denkende Mensch. Sie produciren einen Anthropomorphismus und einen Anthropologismus und kommen darüber nicht hinaus; denn nimmer wird der endliche Mensch das Unendliche begreifen, er macht das Unendliche immer zum Endlichen. Eine Jahrtausende lange Erfahrung hat die Menschheit nun endlich gemahnt, von diesem vergeblichen Bemühen abzustehen; denn vom Unendlichen zum Endlichen, vom Vollkommenen zum Unvollkommenen giebt es nun einmal keine Brücke; der vollkommene Gott kann weder eine unvollkommene Welt schaffen, noch unvollkommene Welt werden, weil eben vom Vollkommenen immer nur wieder Vollkommenes kommen kann. Wenn der Theismus einen verendlichten Gott und der Pantheismus einen sich ewig verendlichenden producirt, so haben sie damit erklärt, daß sie den richtigen Begriff von Gott nicht finden können und daß sie in Folge des Suchens dieses Begriffes auch den richtigen Begriff von der Welt nicht haben, weil sie immer rückwärts schauen, immer nur fragen: Woher die Welt? und nie: Wohin? Die letztere Frage will uns nun der Kosmismus beantworten. Er läßt die Frage nach dem Woher als unbeantwortbar fallen; wir blicken da in ein unergründliches Dunkel, aus dem kein Lichtstrahl uns Aufklärung und Beruhigung giebt. Denn haben wir einmal angefangen, woher? zu fragen, dann bleiben wir bei der Welt nicht stehen, wir müssen dann weiter fragen: Woher Gott? wenn eben Gott der Zeit nach vor der Welt sein soll. Anstatt vorwärts auf seinen Weg zu schauen, dreht sich der Mensch um und schaut immer rückwärts, wo er doch Nichts ergründet. Wir haben die Thatsache zu nehmen, wie sie ist, das Vorhandene zu beschauen, nicht rückwärts sehend zu phantasiren, oder zu speculiren; wir sehen da ja doch nicht Gott, sondern immer nur uns selbst. Phantasiereligion und speculative Philosophie führen uns nicht zum Ziele, geben keine Befriedigung mehr.

Wir haben den richtigen Begriff von der Welt zu finden, vom Bekannten, uns Zugänglichen, nicht den richtigen Begriff von Gott, der uns ewig verborgen bleibt. Wir haben den Materialismus, der sich nur an die Welt hält, zu veredeln, ihm Geist und Seele einzuhauchen, ihn mit einem erhebenden Inhalt zu erfüllen. Er hat immerhin etwas Gutes als Gegensatz zum Anthropismus, zur Ueberschätzung des Ich; sein Fehler ist nur, daß er in diesem Gegensatz zu weit geht und dadurch wieder in's andere Extrem geräth. Wenn der Materialismus von der Welt sagt: Sie ist eine lebende, sie ist Natur, so gehen wir weiter und sagen: Noch mehr, sie ist eine strebende, sie ist ein Kosmos, ein harmonisch gegliedertes, sich vervollkommnendes Ganze; denn jedes Leben ist ein Streben. Wenn im Materialismus die Welt zu einem sittlichen Chaos wird, die Sittlichkeit nur eine zufällige ist, so wird sie im Kosmismus zu einer nothwendigen, indem er sagt: es giebt eine sittliche

Weltordnung, alles Leben ist ein Streben zu Gott, dem Weltziel, dem Weltideal, die Welt ist das ewige Zu-Gott; Gott, die höchste Sittlichkeit, ist das Ziel, wohin alles Leben sich bewegt, wohin alles Streben gerichtet ist. Gott und Welt sind zusammengehörig, Gott nicht zeitlich vor der Welt, die Welt nicht zeitlich nach Gott, beide unendlich, Gott ohne die Welt, und die Welt ohne Gott nicht denkbar. Denn jedes Strebende muß ein Ideal haben, wonach es strebt, und jedes Ideal ein Strebendes; die Welt als Strebendes muß einen Gott haben, wonach sie strebt, und Gott, als Ideal und Ziel, muß eine Welt haben, die nach ihm hinstrebt. So ist hier auch noch Dualismus, über den wir nun einmal nicht hinauskommen, aber ein gemilderter. Gott und Welt sind nicht *geschieden*, wie im Anthropotheismus, auch nicht *Eins*, wie im Pantheismus, wohl aber *unterschieden*. Wenn wir uns die drei Weltanschauungen anschaulich zeichnen wollten, würden wir die anthropotheistische durch zwei Parallellinien bezeichnen, die eine Gott und seinen Himmel, die andere den Menschen und die Welt, d. h. die Erde vorstellend. Die pantheistische Weltanschauung würde durch eine einzige grade Linie zu bezeichnen sein, sie heißt: Gott; und unsere kosmistische durch den Kreis. Wie Centrum und Kreislinie zusammengehören, wie Centrum ohne Kreislinie und Kreislinie ohne Centrum nicht denkbar, so Gott nicht ohne die Welt und die Welt nicht ohne Gott.

Beide alte Weltanschauungen harmoniren nicht mit unserem Wissen. Wir wissen seit Kopernikus, daß es keinen Himmel giebt mit Lichtern daran, sondern nur ein Heer von kreisenden Weltkörpern. Das ist eine empirische Wahrheit. Wir wissen ferner, daß vom Vollkommenen nur wieder Vollkommenes kommen kann; jedes Geschaffene ist nur die Erfüllung und Ausprägung des im Schaffenden vorhandenen Wesens. Das ist eine empirische und logische Wahrheit. Wenn demnach die Welt unvollkommen ist, — und daß sie es ist, ist unbezweifelbar, — so kann sie weder von einem vollkommenen Gott geschaffen sein, noch selbst vollkommener Gott sein, wohl aber kann sie ein nach Vollkommenheit Strebendes sein, und das ist sie ja auch nach der nicht abzuleugnenden Erfahrung. Demnach steht die kosmistische Weltanschauung in Harmonie mit Erfahrung und Wissenschaft. Wir wissen aus der Geschichte, daß die Menschheit fortgeschritten ist und daß sie noch ferner fortschreitet, daß es demnach einen Fortschritt giebt. Die beiden alten Weltanschauungen negiren aber den Fortschritt. Nach der theistischen liegt Gott und das Göttliche hinter uns, das Paradies hinter uns; wir sind gut gewesen und schlecht geworden; wir müssen demnach zurückgehen, um wieder zu Gott zu kommen, von dem wir uns entfernt haben. Das Göttliche ist in der *Vergangenheit*, sagt die theistische Weltanschauung, die Weltanschauung der *Reaction*. Nach der pantheistischen ist Gott und das Göttliche im jedesmaligen Jetzt enthalten, jede Gegenwart ist göttlich, jedes Wirkliche gut und

vernünftig. Gott ist in jeder Gegenwart; das ist die Weltanschauung der Stabilität, der conservativen Gesinnung. Diesen beiden veralteten Weltanschauungen entgegen sagt der Liberalismus in der kosmistischen: Gott und das Göttliche liegen vor uns, Gott ist in der Zukunft, wir werden besser, wir schreiten fort.

So stehen wir denn mit unsrer neuen Weltanschauung auf dem Boden des neuen Wissens und gewinnen aus ihm die neue, entsprechende Gottesidee, den neuen Glauben. Das neue Wissen läßt sich mit einem einzigen Worte bezeichnen, das heißt: Entwickelung, — die Welt ist Entwickelung, — und der neue Glaube auch mit einem Worte, das zwar schon längst gesagt, aber nicht richtig verstanden und gewürdigt worden ist, es heißt: Geist, — Gott ist Geist. Die Welt ist Entwickelung, und auch der Mensch ist Entwickelung, denn er gehört zur Welt, ist nur ein Theil der Welt, — Gott dagegen entwickelt sich nicht, klimmt nicht von Stufe zu Stufe, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen empor, er ist in sich fertig, in sich vollendet, er ist seiend, nicht werdend. Er schafft nicht die Welt, oder wird nicht Welt, um erst Gott zu werden, um aus seinem Ansichsein zum Fürsichsein zu gelangen, so daß der geschaffenhabende, oder weltgewordene Gott erst der wirkliche Gott ist; sondern es heißt nun grade umgekehrt: die Welt ist der ansichseiende, ewig werdende und strebende Geist, Gott aber der fürsichseiende, in sich bewußte, fertige und lebende Geist, — die Welt wird, Gott ist.

Die Welt ist Entwickelung! — Man hört und lies't dieses Wort überall, das ist ein Zeichen, daß es sich tief dem Bewußtsein des Menschen eingepflanzt hat. Was heißt Entwickelung? Es heißt: ein Herauswickeln aus einer umgebenden Hülle, die die wahre Gestalt noch verdeckt, ein Herausbilden aus einem unfertigen Zustande zum vollkommenern, ein Durchbrechen der Schranken, die sich der freien Bewegung entgegenstellen. Die Welt entwickelt sich, ihr Leben ist ein ewiges Werden, ein Formenwechseln, ein Entstehen und Vergehen, um in neuer Form wieder zu erscheinen und von neuem zu werden. So giebt es eine unendliche Stufenleiter der Entwickelungen; jede niedere Stufe strebt zur höhern, und jede höhere nimmt die niedern in sich auf und ist selbst wieder die Basis noch höherer Stufen. Ein Organismus fügt sich an den andern, Leben an Leben, ein unendlicher Stufengang vom unendlich Kleinen bis zum unendlich Großen. Denn auch die Welt ist etwas Unendliches, etwas im endlosen Raum und in endloser Zeit neben und nach einander Existirendes und Lebendes. Gott ist weder ganz, noch theilweise außer, neben und über der Welt; beide Vorstellungen sind Verendlichungen Gottes. Es giebt keinen Punkt, wo die Entwickelung anfängt, und keinen andern, wo sie aufhört, gleichsam zwei Pole, über die hinaus nur Gott wäre. Ein unendliches Lebensprincip, Gott, ist nicht denkbar ohne unendliches Leben; das Lebensprincip und das Leben

bedingen sich gegenseitig. Außer, neben und über dem Leben ist das Nichts, aber im unendlichen Leben ist Gott, das unendliche Princip des Lebens. Wir können freilich mit unserm an das Endliche gewöhnten Geiste den Gedanken der Unendlichkeit nicht ausdenken, ebenso wenig und noch viel weniger, als die einzelne Nervenfaser im menschlichen Leibe den Gedanken des vollkommenen ganzen Menschenleibes haben kann. Nur das Höhere weiß immer das Niedere, niemals weiß das Niedere das Höhere. So weiß der Mensch, sich selbst anschauend, die niederen Entwickelungsstufen, die er schon durchgemacht hat; der Jüngling weiß den Knaben, der Mann den Jüngling, der Greis den Mann. Und ebenso weiß der Mensch, die Welt anschauend, die niederen, unter ihm stehenden Stufen: das Thier, die Pflanze, die feste und flüssige Materie, die er mit seines Sinnen erreichen kann; darüber hinaus hört sein Wissen auf und tritt der Glaube ein. Nur Einer ist, der das All weiß, und das ist Gott, — nur Gott weiß die Welt, ist allwissend, weil er der unendliche Geist ist in der endlos kleinen und endlos großen Welt.

Alles ist eine Stufenleiter von Entwickelungen, ein ewiges Fortschreiten von einem niederen zu einem höheren Zustand. Aus der Luft, dem dünnflüssigsten Elemente, dessen Theile am wenigsten zusammenhängen, entwickelt sich das Wasser, — im Wasser ist Luft; aus dem Wasser die feste Materie, — in ihr sind Wasser und Luft; aus der festen Materie die Pflanze, — in ihr ist Erde, Wasser und Luft; aus der Pflanze das Thier, in ihm sind: Pflanze, Erde, Wasser und Luft. Aus dem Thiere entwickelt sich der Mensch, in ihm sind: Thier, Pflanze, Erde, Wasser und Luft. Jede höhern Stufe enthält in sich die niederen, ist erst die niederen, ehe sie die höhere wird. Der Mensch ist anfänglich flüssige Gallert, gleichsam Erde in anderer Form, mit Wasser- und Luftbestandtheilen, dann wird er Pflanze als Embryo, dann Thier als Fötus und in den ersten Kindesjahren, und erst mit der Sprache, der ersten Aeußerung der Vernunft, wird er Mensch. So ist der Mensch die unter ihm stehenden Stufen gewesen, ehe er die seinige erklimmt. Schreiten wir in unserer Anschauung von der niederen zur höheren aufwärts, so erscheint uns das Leben jeder niederen Stufe als ein Streben nach der höheren, denn sie will und soll ja auch die höhere werden und entwickelt sich auch zur höheren. Und ebenso, gehen wir von der höheren zur niederen Stufe abwärts, so müssen wir erkennen, daß jede niedere Stufe die unentwickelte höhere ist, und daß in jeder niederen Stufe der zur Entwickelung reizende Geist der höheren lebt, — daß die Luft das unentwickelte Wasser, das Wasser die unentwickelte Erde, die Erde die unentwickelte Pflanze, die Pflanze das unentwickelte Thier, das Thier der unentwickelte Mensch ist. Wenn nun das Wasser die entwickelte, wirklich gewordene Luft ist u. s. w., so ist Gott die wirklich seiende Welt, nicht, wie die Pantheisten sagen, die Welt der wirklich gewordene Gott. Und wenn

so lebt der Mensch schon als Princip, als Geist im Thiere; Menschsein ist der ideale Zweck des Thieres, der Mensch das Ideal des Thieres. Und eben so weiter gehend, lebt die Welt, der Makrokosmos, als Princip und Geist im Menschen, dem Mikrokosmos, der höhere Organismus im niedern, die höhere Harmonie in der niedern, und — noch weiter aufsteigend — lebt der in sich fertige, keiner Entwickelung bedürftige Gottgeist als Princip, als treibende Energie, als zur Entwickelung reizender Geist in der sich ewig entwickelnden, ewig werdenden, nie wirklich seienden Welt. Der als Princip ewig Entwickelung wirkende, der Welt demnach immanente Gottgeist ist ihr zugleich als ewig zwecksetzender Geist unerreichbar, ewig transscendent. Die Welt wird nie Gott, sie strebt aber nach Gott, denn das Niedere strebt zum Höhern, — und Gott ist nicht die Welt, er wirkt aber als Princip und Geist in der Welt; denn jedes Höhere wirkt im Niedern.

Und jedes Höhere, sagen wir weiter, setzt und bedingt das Niedere; es giebt eben nach der neuen Weltanschauung eine Weltordnung von Zwecken, nicht von äußerlichen Thaten. Die Welt ist ein organisches Universum, eine aufsteigende Stufenreihe von Zwecken. Fragen wir uns z. B. warum die Pflanze sei, so wird die Antwort lauten: damit sie sich zum Thier herausbilde und entwickele. Das Thier setzt und bedingt die Pflanze; das Dasein der Pflanze hätte keinen Sinn und Grund, wenn sie sich nicht eben zum Thiere fortbilden sollte. Thier werden soll die Pflanze, denn der noch unentwickelte Thiergeist ist in der Pflanze und wird im Thiere selbst erst wirklich. Das Thier demnach ist der Zweck der Pflanze; die Pflanze ist, weil das Thier ist. Und so weiter aufsteigend sagen wir: das Thier ist, weil der Mensch, der Mensch weil die Welt, und die Welt, weil Gott. In Gott hören alle endlichen Gegensätze auf, alles Werden, alle Entwickelung, alles Fortschreiten und Fortbilden zu einem Höheren; denn Gott ist das Höchste, das Alles setzt und bedingt und zu dem Alles hinstrebt, ohne es zu erreichen, weil das Werdende und sich Entwickelnde von dem Seienden und keiner Entwickelung Bedürftigen immer in unnahbarer Entfernung bleibt. Auch der Anthropotheismus, der nur Gott und den Menschen gelten läßt, erkennt diese Entfernung an. Er spricht nie davon, daß der Mensch Gott erreichen, sondern nur, daß er Gott schauen werde, — Gott, das menschähnliche schaubare Wesen in weitem, weitem Abstande vom anschauenden Menschen. Der Pantheismus freilich hebt diesen Abstand zwischen Gott und dem Menschen auf; denn nach ihm gelangt ja Gott im Menschen erst zum Bewußtsein, wird im Menschen erst wirklich. Aber der Pantheismus ist auch nicht Religion, denn: „Alle Religion beruht auf der Anerkennung eines Jenseits" (Wort Biedermann's). Der Pantheismus kennt nur ein Diesseits, eben so, könnte man sagen, wie der Anthropotheismus nur ein Jenseits. Denn das

Diesseits hat ihm ja keine Geltung; die wahre Heimath ist ja doch nur das Jenseits, und er weiß auch im Grunde im Jenseits besser Bescheid, als im Diesseits, kennt den Himmel besser, als unsere Erde, die Gottgeschichte besser, als die Menschheitsgeschichte. Dem Pantheismus fehlt das Hinaufblicken, Hinaufstreben des niederen Geistes zum höheren. Denn wenn Gott in allen denkenden Wesen denkt, in allen empfindenden Wesen empfindet, in allen wissenden Wesen weiß, insoweit also nur der Allwissende ist, als es wissende Wesen in der Welt giebt, eben so wie der Allriechende, Allfühlende, Allschmeckende, Allschwarze, Allweiße u. s. w. — so hört Gott auf, das Wesen zu sein, zu dem der Mensch in Momenten des Gefühls hinaufblickt, an das er betend sich wendet, als zu einem höheren, in sich vollkommenen und lebendigen Wesen. Beiden Theismen entgegnet der Kosmismus, welcher Vernunftreligion und Philosophie der Weltthatsachen zugleich ist: Gott ist nicht Mensch im Jenseits, nicht Mensch im Diesseits; denn er ist Geist, wirklicher, vollkommener, ewiger Geist. Er ist der Welt als Geist und Idee immanent, als Ideal transscendent; er ist Welt-Idee, Welt-Geist, der die Welt zum Leben reizt, und Welt-Ideal, nach dem das Leben der Welt gerichtet ist. Es giebt nichts Lebendes ohne sein Ideal, jedes Leben ist immer auch ein Streben. Wo aber Streben vorhanden ist, muß auch ein Geist sein, der eben das Leben zum Streben macht. So lebt Gott in der Welt als Idee der Welt, und so strebt die Welt zu Gott als ihrem Ideal; die Welt von Gott bedingt und gesetzt und die Welt zu Gott hinstrebend, ein gleichzeitiges Von-Gott und Zu-Gott. Denn von einer zeitlichen Priorität des Einen oder des Andern ist hier keine Rede, sondern nur von einer Causalitäts-Priorität, von einem Bedingen und Bedingtsein, einem Setzen und Gesetztsein. Der Alles setzende und bedingende, im größten Weltkörper, wie im kleinsten Atom lebende, doch nie erreichte, ewig Ideal bleibende Geist ist Gott. Er ist der Urheber und das Ziel jeder Entwickelung, Lebens-Princip und Strebens-Ziel. Ohne erregendes Princip giebt es keine Entwickelung, — ohne Gott keine Welt. Ohne Entwickelung wiederum giebt es kein Ziel, kein Höchstes, kein Ideal aller Ideale, — ohne Welt keinen Gott. Der Gott-Geist, der da Leben weckt, von dem das Leben kommt, ist auch der, zu dem das Leben geht, nach dem es strebt.

So kommt die Welt ewig von Gott und strebt ewig zu Gott, die Welt ist eben Entwickelung. Der in's Unendliche gehende, einer graden Linie vergleichbare Proceß des Pantheismus rundet sich zur Kreislinie; das ewige Von-Gott des Pantheismus hat nun auch sein ewiges Zu-Gott. So ist der Kreis, schon bei den alten Egyptern das Bild der Ewigkeit, diejenige Figur, die uns das beste und vollkommenste Bild von Welt und Gott, wie überhaupt von jedem Leben giebt. Das Centrum des Kreises ist derjenige Punkt, der die Kreislinie eben zur Kreislinie macht, sie in Bewegung setzt, dem sie

sich ewig zu nähern strebt und den sie doch nie erreicht. Die Welt als Welt wird nie Gott; aber Alles, wornach die Welt strebt, ist realisirt in Gott, — die Welt kreist um Gott. So geht der Kreislauf, wie sichtbar und wirklich im Kreislauf der Gestirne, so denkbar und geistig im Größten und Kleinsten vor sich; Alles ist Kreislauf, und jedes Kreisleben hat sein Centrum, das Centrum aller Kreise aber ist zuletzt Gott. Die Pflanze hat Leben und Streben, in ihr lebt als Idee das Thier; ihr Ideal, das Centrum ihres Kreislebens ist das Thier. So kreis't jede niedere Stufe des Erdlebens um ihre höhere; um die Erde kreis't der Mond, und die Erde selbst mit ihren eigenen Daseinskreisen und ihrem Monde kreis't mit andern Planeten um die Sonne, und jede Sonne um eine höhere Sonne, und so kreis't alles Dasein um den Leben erregenden, Leben wirkenden, Alles bewegenden Geist, der in Allem lebt und nach dem Alles strebt, um Gott. Alle Daseinskreise der Welt erreichen in einer höhern Stufe ihr Ziel und ihr Ideal, die Welt selbst aber bleibt ewig in gleich weitem Abstande von Gott, sie wird nie Gott. Welt und Gott gehören zwar zusammen wie Peripherie und Centrum, sind aber auch eben so unterschieden; denn der Alles bestimmende und setzende Geist kann eben nur der Alles bestimmende und setzende sein, wenn er auch der ewig unerreichbare, ewig in sich fertige, ewig *seiende*, in sich ruhende ist. Gott ist selbst nicht beweglich, nicht veränderlich, nicht wechselnd, bewirkt aber Veränderung, Bewegung und Wechsel; er ist Princip jeder Bewegung, nicht aber selbst Bewegung.

Nach der theistischen Weltanschauung hat Gott eine Geschichte, Wechsel und Veränderung, er hat menschliche Affecte und Leidenschaften. Es gereut ihn, dies und jenes gethan zu haben; er bevorzugt dieses Volk, haßt und vernichtet jenes u. s. w. Sind dies aber würdige Vorstellungen von Gott? Und ist es zu verwundern, daß sich die Menschen hassen, wenn sie an einen hassenden und in seinem Hasse vernichtenden Gott glauben? Die Liebe bessert, der Haß vernichtet, und *die* Wahrheit steht felsenfest: wo die meiste Liebe ist, da ist die beste Religion, und wo am meisten die Liebe sich ausprägt, zur Darstellung und Anwendung kommt, da ist auch der beste gesellschaftliche Zustand. Die theistische Gottesidee führt nicht zur Liebe, nicht zum guten socialen Zustand; denn sie kennt nur *Einzelwesen*, von denen jedes seine Wünsche im fernen Jenseits realisirt wissen möchte, nicht aber eine sich entwickelnde *Menschheit*.

Und wie können die Eigenschaften eines höchsten Wesens einem so menschlich gedachten Gotte zukommen? — Gott soll sein an einem Orte, dem Himmel, den die Phantasie sich dichtet, den aber Verstand und Wissenschaft vernichten. Er soll ewig sein, und doch vollzieht sich sein Leben in *zeitlichen* Abschnitten. Er soll allgegenwärtig sein, und doch wohnt und thront er in einem von der Welt geschiedenen *Raume*. Er soll unveränderlich sein, und doch hat

er eine Geschichte. Er soll allmächtig sein, und doch theilt er seine Macht mit dem Teufel. Er soll allwissend sein und theilt doch diese Eigenschaft mit dem Menschen, der da eben so genau Gottes Geschichte, Pläne, Absichten u. s. w. weiß und Compendien darüber schreibt und Schwarz auf Weiß uns Aufschlüsse über Gott und göttliche Dinge giebt. Er soll allweise sein nnd muß sich doch erst vom Menschen diese Weisheit testiren lassen; der Mensch muß ihn erst wegen Zulassung des Uebels in der Welt durch seine Theodicee rechtfertigen. Er soll heilig sein, und doch ist seine Vorliebe für diesen und jenen, keineswegs durch und durch moralischen Menschen, oder für dieses und jenes Volk oft sehr unheilig. Er soll gerecht sein und belohnt und straft doch nach menschlicher Willkür, bevorzugt diesen Unmoralischen, weil er zum „Volk Gottes" gehört, und verwirft jenen Moralischen, weil er ein Heide ist. Er soll wahrhaftig sein, — es heißt Psalm 33, 4: Denn des Herrn Wort ist wahrhaftig u. s. w. Welches ist aber „des Herrn Wort"? Es ist so vielfach, wie das Wort der Menschen, die da vorgeben, das Wort des Herrn zu sagen, während sie nur ihr eigenes predigen. Er soll die Liebe sein, und doch erzählt die Bibel auch von seinem Haß. Er soll gütig, barmherzig und gnädig sein, — ja wohl, aber oft nur gegen die Menschen und die Völker, denen er eben — man weiß nicht: warum? — gewogen ist. Er soll Einer sein, und besteht doch aus drei Personen, dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste.

Zu solchen Inconsequenzen und Widersinnigkeiten führt die Vermenschlichung Gottes. Nur wenn wir Gott als wahren, reinen Geist fassen, als Princip des Weltlebens und Ideal des Weltstrebens, unergründbar und unerforschbar in seinem Wesen, nur denkbar und vorstellbar, nicht wißbar dem sterblichen Menschen, nur dann werden wir die Eigenschaften, die wir als dem höchsten Wesen zukommend uns denken, auf ihn anwenden können. Gott existirt, er ist, weil die Welt ist, ein nach Vollkommenheit und Sittlichkeit Strebendes; nicht Zufall oder Laune herrscht in der Welt, wie in einem Chaos, sondern die Welt ist ein geordnetes Ganze, ein Kosmos; es giebt eine sittliche Weltordnung. Gott ist Einer, das Centrum unendlicher concentrischer Kreise. Er ist ewig, das Bleibende in allem Vergänglichen, das Sein in allem Werden, das Unendliche in allem Endlichen. Er ist selbständig, durch sich selbst seiend als das ewig zweckfetzende Absolute. Er ist unveränderlich, nicht bewegt, wohl aber das Princip jeder Bewegung und jedes Lebens. Er ist allmächtig, denn jedes Leben kommt von ihm und jedes Leben strebt zu ihm. Er ist allgegenwärtig als lebenerregendes Princip im kleinsten Atom, wie im großen Weltall. Er ist allwissend, weil allbelebend; er allein weiß, wie das Höhere das Niedere weiß. Er ist allweise, — bedarf er erst einer Rechtfertigung wegen Zulassung des Uebels? Führt alles Böse, alles Uebel in der Welt nicht zum Guten und ist nur

vorhanden, um das Gute mit größerer Energie an's Licht zu fördern? Wäre Christus der hohe Prophet der Wahrheit geworden, wenn er nicht an den Pharisäern, den Dienern der Lüge, seine Antipoden täglich vor Augen gehabt hätte? Müssen wir uns nicht endlich damit zufrieden geben, daß wir nun einmal in einer Welt der Gegensätze leben, daß Leben und Gegensätze gleichbedeutende Begriffe sind? — Er ist heilig, gerecht und wahrhaftig, weil eben nicht menschlich, weil der Mensch dem unendlichen Geiste seine eigenen Schwächen nicht mehr andichten kann. Er ist das Schönste und Beste des Menschengeistes, und doch noch viel mehr, als dieses, weil er Weltgeist ist. Doch aber wird dieses Schönste und Beste jedenfalls als Minimum in ihm liegen, wie der endliche Menschenleib ein Minimum des unendlichen Weltleibes ist. Wenn wir demnach sagen: Gott ist die Liebe, die Vernunft, die Wahrheit, die Güte u. dergl., so ist das jedenfalls Alles in ihm enthalten, aber sein Wesen ist damit noch nicht erschöpft. Wir können nun eben nicht das Unendliche als endliches Bild vor uns haben; jede Vorstellung von Gott ist nur ein unvollkommenes Bild des hohen Etwas der Welt, das da ist, ohne daß wir ergründen können, wie es ist. Wir müssen uns bescheiden und resigniren und nur die würdigste Vorstellung von Gott zu gewinnen suchen, diejenige, welche unsere Sittlichkeit stärkt und mit der Wissenschaft harmonirt. Das ist nun eben die Gottesidee der dritten Weltanschauung, die des Kosmismus. Recapitulirend würden wir die Ansicht des Kosmismus über Gott, Welt und Mensch kurz folgendermaßen ausdrücken: Die Welt ist Entwickelung. Der Mensch ist zur Welt gehörig, nicht die Welt, d. h. die Erde, zum Menschen gehörig. Der Mensch ist auch Entwickelung, der Einzelmensch und der Gesammtmensch, d. h. die Menschheit. Gott, der Geist in der Welt, ist Princip und Ziel jeder Entwickelung, Lebensprincip und Strebensziel der Welt. —

Dem Wissen und Glauben des Menschen schließt sich nun als dritter Theil der neuen Weltanschauung sein Leben an; denn jede Weltanschauung enthält ja eben diese drei Theile. Sie ist ja nur eine Beantwortung der Fragen: Was weiß der Mensch? Was glaubt er? Wie lebt er? oder eine Klärung der Verhältnisse des Menschen zur Welt, zu Gott, zum Mitmenschen. Da die Welt ein Kosmos ist und in jedem Kosmos das Kleine ein Bild des Großen und das Große ein Bild des Kleinen, da jeder Lebenskreis im Großen denselben Verlauf hat, wie der Lebenskreis im Kleinen, so ist hier eine Divination möglich, die bei den beiden andern Weltanschauungen unmöglich ist. Wir können den Kreislauf jedes Großen aus dem Kreislauf des Kleinen enträthseln; denn jedes Große hat genau dieselbe Entwickelung, wie das Kleine. Es ist dies kein Spiel mit Bildern, kein Phantasiegebilde, keine Vergleichung, die da sein kann und auch nicht sein kann, sondern es ist dies eine

Thatsache, nothwendig gegeben im Organismus. Im Organismus fügt sich ein Daseinskreis an den andern, vom kleinsten Atom bis zum größten Körper, wie eine Kette Glied an Glied verbunden, und jeder große Daseinskreis nimmt denselben Verlauf, wie der kleine und umgekehrt. Im Mechanismus aber liegt Körper auf Körper, bewegt und gestoßen und ausgebessert bei vorkommenden Mängeln von der Hand des Werkmeisters. Da wird die Natur durch die Verschrobenheit des Menschen zur Sünde, der Mensch schämt sich seiner Mutter, er schwebt zwischen Himmel und Erde in der Luft, dünkt sich supra naturam, anstatt kräftig mit beiden Füßen in natura zu stehen.

Wenn nun die große Welt ein großer Organismus oder eine schön gegliederte Kette von zusammenhängenden und in einander gefügten kleinen Organismen, ein Kosmos ist, — und daß sie dies ist, wissen wir, — so ist es uns erlaubt, aus dem Leben des Einzelmenschen das Leben der Menschheit zu diviniren. Denn die Menschheit, der Gesammtmensch, aus Millionen einzelner Menschen bestehend, kann nur im Großen denselben Daseinskreis durchlaufen, wie der Einzelmensch im Kleinen. Hier nach unsrer neuen Weltanschauung giebt es erst eine Geschichte, nicht bloß Geschichten, nicht bloß Ereignisse, Begebenheiten, die gleichsam vom Himmel fallen, die da eintreten, man weiß nicht: woher und warum; sondern jede Begebenheit fügt sich mit strenger Nothwendigkeit an die andere, folgt aus der andern. Unser Blick wird hell und klar, die ganze Menschheitsgeschichte liegt wie ein klares Bild vor unsern Augen, wir referiren die Vergangenheit und diviniren die Zukunft, und Relation und Divination schließen sich an einander wie zwei Ringe an einer Kette. Die nächstfolgenden beiden Capitel sollen die Menschheitsgeschichte in dieser Weise behandeln, ihre träumerische Kindheit und ihr naives Knabenalter schildern, ihr Erwachen der Liebe in und mit Christus, ihre Sturm- und Drangperiode im Mittelalter, den neuen Geist, den Geist der Sentimentalität, der seit Christus in ihr lebt, das Christenthum nämlich und das Ziel desselben in der fernen Zukunft. Zwei Jahrtausende vor Christo und nun bald zwei Jahrtausende nach Christo haben wir Geschichte; wir haben da schon ein genügendes Material, das uns Thatsachen genug liefert, um diviniren zu können. Durch unsere Weltanschauung und die daraus folgende Geschichtsauffassung wird uns erst das Erscheinen Christi klar und verständlich, und nicht blos verständlich, sondern auch Frucht bringend für's Leben. Wenn nun bald 2000 Jahre die Frage erörtert wird: Was dünket euch um Christus? wessen Sohn ist er? — und wenn die Kirche ihn in den Himmel setzte und eine freiere Ansicht ihn gleichsam aus dem Himmel auf die Erde fallen ließ, um da das Musterbild und Urbild des Menschen zu sein, — wobei nur eben zu fragen ist, warum dieses Urbild nicht am Anfange der Menschheit erschien, warum das ganze

Alterthum ohne Urbild leben mußte, — so vindiciren wir ihn klar und entschieden der Menschheitsgeschichte, zu der er in ihrer naturgemäßen Entwickelung als neu erwachender Geist gehört. Und wenn die Kirche als ihr Losungswort ausgiebt: Christum bekennen, Christo angehören! — und die freiere Ansicht: Christum erkennen, Christum verstehen! — so sagen wir, Beides in unserm Sinne deutend und vervollständigend: Ja wohl, ihm, seinem Geist angehören, seinen Geist verstehen, und noch mehr: seinen Geist weiter führen und fortsetzen und ihm Gestalt im Leben geben, der Christus selber sein, das heißt: die Liebe endlich That werden lassen, nachdem sie Jahrtausende lang Wort gewesen! — Ehe wir aber das Bild der Menschheitsgeschichte entrollen und darin hervorleuchtend das Bild ihres höchsten religiösen Genius, wollen wir noch kurz im Allgemeinen über Wissenschaft, Kunst, Gesellschaft und Staat Einiges aus der neuen Weltanschauung heraus voranschicken.

Vor der Welt, wie sie ist, d. h. schön und häßlich, gut und schlecht, steht der Mensch recipirend, erkennend, verstehend, wissend. Er weiß die Welt, soweit sie seinen Sinnen zugänglich ist; denn in Bezug auf das Endliche giebt es ein Wissen, in Bezug auf das Unendliche aber nur ein Glauben. Er hat eine Wissenschaft. Sie theilt sich in Naturwissenschaft und Geschichte, die eine zum Object habend die Natur, die andere den Menschen in der Natur; denn eine Gottwissenschaft giebt es nicht, wenn auch die Theologie es zu sein prätendirt. Die Wissenschaft enthält das objectiv und empirisch Wahre, das Wirkliche. Ihr Bildungsinstitut ist die Schule.

Der Mensch aber bleibt bei der Welt, wie sie ist, nicht stehen, er tritt schöpferisch auf, wird selbst Schöpfer, wird Künstler; zur Wissenschaft gesellt er die Kunst. Er verbessert die Welt, die da schön und häßlich, gut und schlecht ist, und sagt: sie sei nur schön und nur gut. Ersteres sagt er in der Kunst im eigentlichen Sinne, Letzteres in der Religion. Der Mensch bildet sich ein Kunstideal, schafft sich im Geiste eine nur schöne Natur, ohne Disharmonieen und grelle Gegensätze, ein schönes, harmonisches Gebilde, und stellt es äußerlich dar in Wort, Ton, Farbe, Stein oder sonstigem Stoff. Darnach ergeben sich die verschiedenen Arten der Künste: die Dichtkunst, Tonkunst, Malerei, Plastik jeglicher Art, Architectur, Gartenkunst. Alle Künste, anschaulich vereinigt, führt uns das Theater vor, ein zweites Bildungsinstitut, wo der schöne Mensch und die schöne Natur im engen Raume zur Anschauung gebracht werden sollen. Im Theater lebt der Cultus des Schönen, der schönen Sinnlichkeit, der Liebe des Mannes zum Weibe. Das Theater hat die Aufgabe: das chaotische, ungeregelte Thierleben des Menschen zum schönen Menschenleben zu erheben, demnach eine wichtige Aufgabe. Wenn im Alterthum das Schauspiel dem Reichsten

und Aermsten offen stand, eben so wie der Tempel, so sollte es wieder so werden; das Theater muß Nationaltheater sein, um seine Aufgabe zu erfüllen.

Wie der Künstler ein Ideal sich schafft und es äußerlich hinstellt als Gedicht, als Tonstück, als Bildwerk, als Gemälde, so macht der Mensch, weiter gehend, in der Religion sich selbst zum Kunstwerk. Er sieht die Natur, wie sie gut und schlecht ist, er sieht in ihr die Sanftmuth der Taube, die Geduld des Lammes, aber auch die wilde Blutgier des Tigers, die Gefräßigkeit der Hyäne, die List der Schlange u. dergl. Er will die Natur nur gut hinstellen ohne den Mißton des Schlechten, er selbst will in seinem Leben diese nur gute Natur sein. Da schafft er sich in Gott, dem nur Guten, ein Lebensideal und stellt es dar im Leben mit seinem Mitmenschen. Denn jede Religion enthält zwei Theile: den Gott, das Ideal, und die Darstellung desselben im Leben; die eine Hand reicht der Mensch in der Religion gleichsam dem Gott, die andere seinem Mitmenschen; er liebt nur Gott, wenn er den Menschen liebt. Die Religion hat ihr Bildungsinstitut in der Kirche. Die Kirche soll das rationell Wahre, Denkwahre, Vernunftwahre lehren und zum Guten ermahnen, die Sittlichkeit fördern; nie aber soll sie Rechtsinstitut sein, wie sie jetzt noch ist, gleichsam irdisches Untergericht von einem himmlischen Obergericht. Die Stiftungsurkunde und Beglaubigungsschrift, worauf sich die jetzige Kirche noch beruft, hat sie sich selbst geschrieben; es ist deutlich nur eine menschliche Handschrift, kein Finger Gottes, und was der Mensch geschrieben, kann er auch wieder vernichten, und wird er vernichten. Sie fängt in den freien Gemeinden schon an, Bildungsinstitut zu werden, aus dem Priester ist ein Redner, ein Sprecher geworden; der Anfang ist gemacht, die Bahn gebrochen. — So bilden denn die drei Bildungsinstitute den Menschen aus für das Erfahrungswahre, das Denkwahre, Schöne und Gute; die Schule bildet den wissenden Menschen, das Theater den schönen und die Kirche den glaubenden und liebenden Menschen, den guten. Wenn in der Wissenschaft das logische Gesetz des Verstandes, so herrscht in der Kunst das ästhetische Gesetz der Phantasie und in der Religion das Sittengesetz der Vernunft. Obenan aber steht die Wissenschaft mit ihrem Bildungsinstitut, der Schule; ihre Wahrheiten sind objective Wahrheiten, denen **Jeder** sich fügen muß. Keine Kirche hat der Schule zu gebieten, kein vermessenes Menschenwort dem Wort, das die Natur in der Wissenschaft selber spricht und der Mensch nur referirt, kein Menschlein hat der Wissenschaft zu sagen: sie solle umkehren. Die Kirche sei demnach abhängig von der Schule, eine Zugabe zur Schule, wo der aus der Schule entlassene Erwachsene sich Erbauung und sittliche Stärkung holt für seinen Kampf mit dem Leben.

Der Mensch aber hat nicht allein geistige, er hat auch leibliche

Bedürfnisse, er will wohnen, sich kleiden, sich nähren. Demnach kommt auch noch das Nützliche in Betracht, wenn es auch gegen das Wahre, Gute und Schöne zurückstehen soll. Leider aber steht es eben noch zu wenig zurück; denn die Menschen, wie sie jetzt noch sind, mögen sie nun Bibelgläubige, oder Nichtbibelgläubige sein, an's Geld glauben sie alle, den Gott Mammon verehren sie alle. Sechs Tage weihen sie ihm den Cultus, und am siebenten ruhen sie aus, um am achten mit frischen Kräften wieder im Mammonscultus fortzufahren. Der Mensch weiß, es solle nicht so sein, er will sein Leben ändern, bessern, er will ein gutes Menschenleben herstellen. Wie der Mensch überall, wo er schöpferisch auftritt, ein Ideal hinstellt, das er zu realisiren strebt, wie er in der Kunst sein Kunstideal über sich und die häßliche Natur unter sich hat, und in der Religion den Gott über sich und die schlechte Natur unter sich, so strebt er auch, im socialen und staatlichen Leben sein Ideal, das engelgleiche Leben von lauter liebenden Menschen, mit dem egoistischen Thiermenschleben zu vermitteln, d. h. das Ideal mit der schlechten Wirklichkeit zur guten, menschlichen Wirklichkeit. Er sagt: Engel können wir nicht werden, aber Thiere sollen wir nicht bleiben, darum laßt uns Menschen sein. Engelgleiche Liebe kann im socialen Leben nicht herrschen, aber thierischer Haß und thierische Feindschaft sollen nicht sein, darum gelte die Vermittelung beider, die Freundschaft der Menschen, sie wird schon genugsam fähig sein, das Erdenleben zum Paradies zu gestalten.

Der Mensch bildet mit dem Menschen die menschliche Gesellschaft. Was in seinem Innern an Wahrheit, Schönheit und Güte lebt, stellt er im Umgange mit dem Nebenmenschen dar. Sein Leben regelt sich nach dem in jedem Menschen vorhandenen Bildungs- und Sittlichkeitsstoff. Nicht ein äußeres, geschriebenes Gesetz, sondern die Sitte regelt das Leben des Menschen mit dem Menschen. Denn das geschriebene Gesetz ist mehr nur da, die groben Auswüchse zu verbieten, als jedes Kleine und Kleinste des Menschenlebens zu gebieten. Das durch das ungeschriebene Gesetz der Sitte geregelte Leben, das Menschenleben in Wohnung, Kleidung, Nahrung, Vergnügung, das Umgangsleben und Geselligkeitsleben, genug: das Leben, zu welchem der Mensch unmittelbar aus der Hand der Natur kommt, Mensch dem Menschen gegenüber, das ist das sociale oder gesellschaftliche Leben. Es ist gleichsam der Teig, der im Staate erst zum Brot geknetet wird, es ist die Grundlage, auf dem der Staat sich aufbaut.

Das sociale Leben könnte nur sociales bleiben, wenn alle Menschen gut wären, wenn sie der Leitung und Regelung nicht bedürften. Da sie aber der Leitung bedürfen, so tritt zur Sitte das Gesetz, die geschriebene Regel, welche befiehlt und auf Ungehorsam Strafe folgen läßt. Das Gesetz bildet gleichsam um den Menschen einen Kreis, den er nicht überschreiten darf, weil er

sonst die Freiheit seines Nebenmenschen bedrohen würde. Wo das Gesetz befiehlt, da ist aus dem Menschen der Bürger geworden, d. h. der Mensch in einer bestimmten Form; wo über dem Menschen das Gesetz steht, da ist der Staat, das alleinige Rechtsinstitut, nach Abweisung der Prätensionen der Kirche. Der Fortschritt des socialen und staatlichen Lebens vermittelt sich allemal aus dem Ideal und der schlechten Wirklichkeit. Aus dem Egoismus des Thierlebens und dem Communismus des Engellebens vermittelt sich im socialen Menschenleben der Socialismus, das wahrhaft menschliche Freundschaftsleben. Communismus ist hier natürlich nicht in dem Sinne zu verstehen, daß er die materielle Gleichheit ohne moralische Grundlage sei, sondern die Gleichheit liebender Menschen, das sociale Ideal. Wenn der Communismus engelhafte Gleichheit, so ist der Socialismus menschliche Gleichheit mit moralischer Grundlage, und der Egoismus thierische Ungleichheit mit höchst unmoralischer Grundlage. Im Staatsleben vermittelt sich aus dem Absolutismus, wo Einer herrscht und die Uebrigen Sclaven, Unterthanen sind, und dem Panarchismus, dem Ideal, wo Alle herrschen, d. h. Alle sich selbst beherrschen, der Constitutionalismus, wo die Meisten herrschen, wo die Majorität die Gesetze giebt. Hat einmal der Mensch sich freigemacht, ist er frei geworden von dem Zwange des Einen, dann geht er naturgemäß und folgerecht seinen Gang vom monarchischen Constitutionalismus zum parlamentarischen, dann zur politischen Republik, wenn durch die Bildung die Republikaner vorhanden sind, und von da zur socialen oder deutlicher religiös-socialen Republik, d. h. zum Himmelreich auf Erden, zu dem vom religiösen Princip an allen Punkten durchdrungenen und beherrschten Staat. — So ist des Menschen Gang zum Ziele; jede ihm entgegengestellte Schranke stählt nur seine Kraft, hält ihn nicht auf, fördert ihn eher. Das mögen diejenigen bedenken, die die undankbare Rolle der Hannas und Caiphas in der Geschichte übernehmen. Kein vermessener Arm vermag den Geist niederzuwerfen und niederzuhalten; die Weltgeschichte lehrt es ja genugsam.

Die alten Weltanschauungen lassen Wissenschaft, Kunst und Leben nicht zu ihrer Geltung kommen, nur die kosmistische, durch welche die Welt Entwickelung ist, thut es; sie nur wird die Menschheit an das ihr nach Jahrtausenden bestimmte Ziel führen. Darum mögen wir uns im Geiste dieser neuen Weltanschauung zu folgendem Bekenntniß vereinigen:

Wir glauben Gott — als das Princip und Ziel aller Entwickelung, den Geist der Liebe, der höchsten Sittlichkeit in der Welt, durch den das Weltleben zum sittlichen Weltstreben, zur sittlichen Welt-Ordnung wird. Die Welt ist uns eine nach Vollkommenheit strebende und sich vervollkommnende; sie hat den Vervollkommnungstrieb (will sich vervollkommnen), die Vervollkommnungsfähigkeit oder

Perfectibilität (kann sich vervollkommnen) und die wirkliche Vervollkommnung. Die Religion ist uns ein unmittelbarer Lebensact, wie die Liebe; wir haben Religion, die Religion der Vernunft, gleichzeitig aber auch Philosophie, die Philosophie der Weltthatsachen.

Wir lieben die Menschen — als gleichberechtigte Brüder. Der Gedanke, daß wir auf unserer Erde wie auf einer Insel im unermeßlichen Luftmeer leben, vor dem unlösbaren Welträthsel stehend, giebt jedem Menschen eine heilige, friedliche, versöhnliche Stimmung.

Wir hoffen die Unsterblichkeit — den dauernden Zusammenhang unseres Geistes mit dem Weltgeiste. Es ist nicht bewiesen, daß die Unsterblichkeit sei; darum wissen wir sie nicht. Es ist aber auch nicht bewiesen, daß sie nicht sei; darum ist Hoffnung derselben erlaubt und berechtigt. Denn das Wenige von Erd-Empirie ist noch lange nicht gründliche Erd-Empirie und am wenigsten Welt-Empirie.

Wenn das alte Glaubensbekenntniß ein Lebensbekenntniß für's Jenseits ist, so das neue ein solches für's Diesseits. Das alte sagt: Wir glauben an das jenseitige Paradies; durch unsere Zugehörigkeit zur Kirche gelangen wir hinein, wird uns die ewige Seligkeit zu Theil.. Das neue dagegen sagt: Wir glauben an das diesseitige Paradies, an das Himmelreich auf Erden, das uns nicht durch eine bloße Zugehörigkeit zu irgend einer Gemeinschaft gegeben wird, oder das da kommen werde irgendwoher und irgendwann, sondern das wir uns erringen müssen, das wir in's Werk setzen müssen durch Entsagung des Einzelnen zum Wohle des Ganzen, dadurch, daß jeder Mensch Menschheit wird. Dann wird der Mensch selig im Diesseit und glücklich, indem er das Glück seines Nebenmenschen befördert und dieser wiederum das seinige.

Wenn Socrates die sittliche Forderung aufstellte: Sei schön und gut! — Jesus: Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst! — die alte Kirche: Glaube an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist! — so lautet die neue sittliche Forderung der kosmistischen Weltanschauung: Mensch, werde Menschheit!

VI. Christus und das Christenthum.

Wir Alle versprachen, einst viel zu leisten,
Und Kinder versprachen am allermeisten;
Doch hielt ein Kind nur Wort, so alt die Welt auch ist,
Und dieses Kind war Jesus Christ.

Gutzkow.

Jeder Denkende, der sich über die uns Allen vorliegenden drei Fragen: Gott, Welt und Menschheit klar zu werden sucht, ist gedrungen und gezwungen, auch noch eine vierte Frage in und mit sich zum Abschluß zu bringen, die Frage nämlich: Was ist Christus? Dieser Jesus von Nazareth, der da Christus heißt, ist eine zu gewaltige, zu erhabene Persönlichkeit, als daß man über ihn so leicht dahin gehen könnte. Ein Mann, mit dem eine neue Zeitrechnung anhebt, mit dem eine alte Welt abschließt und eine neue beginnt, über den die allerverschiedensten Urtheile und Ansichten lautbar geworden sind, vom Gott bis zum Schwärmer und schlechten Menschen herab, solch' ein Mann erfordert das reiflichste, ernsteste Nachdenken, um über sein Erscheinen zu einer festen und haltbaren Ansicht zu kommen. Wer ihn als unbedeutende Person verkleinern, oder möglichst ignoriren möchte, der, sei er nun Jude, oder sonst wer und was, streiche sich doch ja aus der Zahl der an Geist und Herz Gebildeten; denn es ist schlechthin unbegreiflich, wie Einer, der die Entwickelung seines eigenen Geistes zu fördern sich bestrebt, für die Entwickelung des Menschheitsgeistes so wenig Verständniß und Urtheil haben kann.

Es hat in der Menschheitsgeschichte der Menschen mehrere gegeben, die durch ihre Persönlichkeit, durch ihren Geist einen gewaltigen Einfluß ausübten, dämonisch auf Mit- und Nachwelt wirkten; aber unter allen Menschen der ganzen Jahrtausende langen Geschichte gab es keinen, der des Dämonischen so viel enthielt, wie dieser Mensch. Woher kommen aber die meisten schiefen Urtheile und Ansichten über Christus? Woher kommt es, daß die Einen ihn zu hoch erhoben, ihn zum Gott machten, während ihn die Anderen zum Schwärmer, überspannten Kopf und schlechten Menschen er-

niedrigten? Das kommt daher, daß man sich zu sehr mit seiner Person, zu wenig mit seinem Geist beschäftigte, daß man zu viel fragte: wo kam er her und wo ging er hin? — anstatt zu fragen: wie hat er gelebt? — was ist er gewesen? — daß man zu viel forschte: von wem ihm seine Weisheit geworden, grade wie die Nazarethaner, seine Landsleute, thaten und alle kleinlichen Geister thun, anstatt vielmehr sich mit dieser Weisheit selbst zu beschäftigen, seine Lehre in sich aufzunehmen, seinen Geist auf sich wirken zu lassen. Denn der Christus der Menschheit ist ja eben nicht Person, mit dem Menschen Jesus von Nazareth vor 2000 Jahren geboren und mit ihm gestorben, er ist ein in der Menschheit erwachter neuer Geist, sich hauptsächlich und vorzugsweise in diesem Menschen manifestirend — wie ja immer ein Einzelmensch Träger einer Idee wird, für welche die Menschheit in ihrem Bildungsgange die Reife erlangt hat — mit diesem Menschen aber keineswegs erloschen und in ein fernes Jenseits versetzt, sondern noch in der Menschheit fortlebend, fortwirkend und Frucht bringend. Man hat das Wesentliche vor dem Unwesentlichen vergessen, den Kern der Frage nicht beachtet, vor lauter Besonderheiten das Allgemeine nicht gesehen. Der Kern der Frage aber lautet und muß lauten: Was war Christi Geist im Geiste der Menschheit? Was war sein Wort und seine That, seine Lehre und sein Leben in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit? — Wenn wir diesen Kern der Frage im Auge behalten, wird es uns möglich werden, die nun bald zweitausendjährige Frage über Christus endlich zum Abschluß zu bringen.

Wir können im Allgemeinen sagen und behaupten: wie wir uns das Verhältniß Gottes zur Welt denken, in demselben Verhältniß wird uns Christus zur Menschheit stehen; Gott und Welt, Christus und Menschheit sind zusammengehörige Gedanken. Wem Gott der Welt jenseitig ist, dem wird auch Christus der Menschheit jenseitig sein; wem Gott außerhalb der Welt ist, dem ist auch Christus außerhalb der Menschheit. Solches Verhältniß Gottes zur Welt und Christi zur Menschheit lehren Bibel und Kirche. Der Christus der Kirche ist nur Gott, absolutes Ideal, unerreichbar, uns ewig jenseitig; denn er war ja ohne Sünde in der Welt voll Sünde. Der Christus der Menschheit ist auch noch Ideal, aber kein absolutes mehr; denn das absolute Ideal kann dem sich entwickelnden Geiste immer nur der in sich fertige Gottgeist sein.

Wir finden über Christus die allerverschiedensten Ansichten, wie über jeden Menschen, den man eben nicht versteht, den man alsdann nach jedesmaligem subjectivem Belieben beurtheilt. Er war Gott, sagte Paulus und sagt die Kirche. Er war ein weiser Mann aus Nazareth, mit Solon, Socrates, Plato u. A. rangirend, sagte der gebildete Heide des Alterthums und sagt der Rationalist. Er

war ein Schwärmer, sagte Pilatus und mit ihm der Weltmann und kalte Verstandesmensch. Er war ein schlechter Mensch und hatte den Teufel, sagte und sagt der Jude. Gott und schlechter Mensch, welche Gegensätze! —

Durch Schleiermacher und seine Schule ist noch eine andere Ansicht aufgekommen, eine zwischen der orthodoxen und rationalistischen vermittelnde. Er sei der Mustermensch gewesen, heißt es da, das Urbild des Menschen, der wahre Mensch, der Mensch, wie er sein soll. Man schließt so: wenn wir gut und vollkommen werden sollen, so müssen wir doch an irgend einem Beispiele ein Bild des Guten und Vollkommenen haben, um uns nach diesem Beispiele zu richten, nach ihm unser Leben bilden zu können. Diese Forderung ist so natürlich, daß sie sich gleichsam von selbst versteht; denn nach Begriffen und Worten, nach bloßen Schemen können wir uns doch nicht richten, wohl aber nach einem Beispiele, dessen Wirklichkeit unbestritten ist, dem nachzufolgen und ähnlich, wenn auch nicht gleich zu werden, uns nun ermöglicht wird. Dieses der ganzen Menschheit gegebene Beispiel, dieses Urbild, dieses realisirte Ideal des Menschen war nun eben der Mensch Jesus von Nazareth, deßhalb der Christus der Menschheit, deßhalb nicht neben, sondern hoch über Thales, Solon und alle Weisen vor ihm zu stellen. Ein Mensch, der das in jedem Menschen als Sehnsucht, als nie ruhendes Streben lebende Ideal verwirklicht, wirklich dargestellt hat und demnach der ganzen Menschheit zur Nacheiferung hingestellt ist, das war Christus. Er war also nicht Gott, aber auch nicht bloßer Mensch, sondern mehr, als Mensch, das unerreichbare Ideal, der Mensch ohne Sünde, d. h. der alle im Menschen liegenden Anlagen auch wirklich erfüllt hat. Wir erfüllen sie nur theilweise, diese Anlagen, der Eine mehr, der Andere weniger, Viele gar nicht, er aber hat sie alle erfüllt.

Zwei Fragen drängen sich hier auf, nämlich erstens: war Christus das wirklich, wofür ihn diese Ansicht hält, war er wirklich das Urbild, das Ideal des Menschen, oder nur ein Ideal? — und zweitens: wenn er es war, warum erschien dieses Ideal so spät, warum nicht am Anfang des Menschengeschlechts, damit doch die vor Christo lebenden Menschen auch ein Ideal gehabt hätten? Können denn den vor Christo Gelebthabenden ihre Sünden so hoch angerechnet werden, wenn sie eben kein anderes Ideal vor sich hatten, als einen sündhaften Adam? So stehen wir wieder mit unsern Fragen vor einem Räthsel; wir haben da wohl eine zwischen zwei schroffen Gegensätzen vermittelnde Ansicht, aber immer noch keine Erklärung. Christus ist und bleibt uns auch bei dieser Ansicht ein Meteor, ein vom Himmel gefallener Riese, an dem wir Zwerge hinaufblicken, ohne ihn ganz mit unsern Blicken erreichen zu können, und die Frage nach Christus bleibt immer noch eine offene. Soll uns Christus aber ewig ein unerklärbares Phänomen

bleiben? Wie gelangen wir zu einer Erklärung desselben? Wir gelangen dazu, Christum zu verstehen, wenn wir die Geschichte der Menschheit überhaupt verstehen, wenn wir sie nach der kosmistischen Weltanschauung als Entwickelung auffassen und Christum als ein nothwendiges und naturgemäßes Moment dieser Entwickelung. Er war Gott, sagt die Kirche, trotzdem, daß er selbst von sich sagte: „Was nennest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott!" Er war Mensch, ein weiser Mann, dem Essäerbunde angehörig, sagt der Rationalist. Er war nicht Gott, nicht Mensch, sondern ein Mittelding zwischen beiden, einzig in seiner Art, sagt Schleiermacher und seine Schule. Wir, aus unserer kosmistischen Weltanschauung heraus, sagen nun mit Entschiedenheit: Er war Mensch, aber eine Mission habend, wie sie kein Anderer vor ihm gehabt hat und kein Anderer nach ihm haben wird; denn mit ihm erwachte die Liebe in der Menschheit, und sie erwacht eben nur einmal, in der Menschheit ganz ebenso, wie im Leben des Einzelmenschen; sie erwacht im Menschen nur einmal und hält dann vor bis zum letzten Athemzuge. Mit der Liebe kommt ein neuer Geist wie in den Menschen, so in die Menschheit, und dieser neue Geist in der Menschheit heißt: Christenthum. Mit Christo scheidet sich die naive Knabenzeit der Menschheit von der sentimentalen Jünglingszeit. — Das siebente und letzte Capitel dieser Schrift wird diese Ansicht noch näher ausführen.

Wir schließen uns demnach an die Ansicht von Christo als einem Menschheitsideale an, stellen ihn aber nicht als unerreichbares Ideal hin; denn wir vindiciren ihn ganz und durchaus der Menschheit, sein Erscheinen gehörte in ihre Entwickelungsgeschichte. Er hatte ja selbst seine Entwickelungsgeschichte, er wurde ja nicht als Christus geboren, sondern bildete sich erst dazu. Die Orthodoxen freilich stehen anbetend an der Krippe des Wunderkindes; wir aber sagen: als Jesus von Nazareth in der Wüste sich auf sein Lehramt vorbereitete, da ward der Christus, der gehobene, reine, für alles Edle geweihte Mensch in ihm geboren. Der vernünftige Mann wird erst ein Christus, nicht das unzurechnungsfähige Kind. Und erklärlicherweise haben von dieser Geburt in der Wüste die Nazarethaner, seine Landsleute, ja sogar seine eigenen Brüder und Verwandten nichts gemerkt, sonst hätten sie weniger Unglauben an den Tag gelegt. Denn nur wo schon Geist ist, da wird der höhere Geist in seiner Bedeutung erkannt; am ungeistigen Menschen geht der geistige wirkungslos vorüber. Ein Gott in Menschengestalt, ein unerreichbares Ideal, ein Mensch ohne Sünde mußte eine so gewaltig imponirende Persönlichkeit sein, daß er mehr Glauben finden mußte, als er wirklich fand; denn das unbestreitbar Gute wirkt mit hinreißender Gewalt. Aber Christus hielt sich ja selbst nicht für gut, selbst nicht für unerreichbar, selbst nicht für ein absolutes Ideal. Wollen wir mehr von ihm halten, als er von sich selbst hielt? —

Es ist allerdings der Mustermensch in der Menschheit erschienen, aber in drei Theilen, Christus war nur der erste, freilich auch vorzüglichste und beste Theil; die beiden andern Theile heißen: Göthe und Napoleon. Wer diese drei Menschen, diese menschliche Dreieinigkeit in sich vereinigen könnte, der wäre der Mustermensch, der Mensch auf der höchsten erreichbaren Stufe der Vollkommenheit. Jeder von diesen drei Menschen ist ein Typus, ein Vorbild für eine gewisse Beziehung und ein gewisses Verhältniß des Menschen. Christus repräsentirt die hohe Sittlichkeit, ist Typus für das Verhältniß des Menschen zu Gott und zum Nebenmenschen, also für das religiöse und sociale Leben. Napoleon repräsentirt die männliche Energie, ist Typus für das Verhältniß des Bürgers zum Bürger, für das staatliche Leben; und Göthe, der schöne Mensch des achtzehnten Jahrhunderts, wie man ihn genannt hat, repräsentirt die schöne Sinnlichkeit, ist Typus für das Verhältniß des Mannes zum Weibe, für die aus der Thiersinnlichkeit herausgehobene ästhetische Menschsinnlichkeit. Jeder von diesen dreien ergänzt den andern, einer temperirt immer die Schroffheit des andern; jeder von ihnen allein ist einseitig, unvollkommen; alle drei zusammen in einen Menschen vereinigt und den einen Gegensatz durch den andern abgeschliffen und gemäßigt, würden erst den vollkommenen Menschen geben. Wenn Christus der Typus des Menschen ist, so Napoleon der des Bürgers und Göthe der des Mannes im Verhältniß zum Weibe. Christus hielt sich fern von der sinnlichen Liebe, sein hoher Beruf der Menschheitserlösung ließ ihn nicht zur Gründung einer Häuslichkeit kommen, zur Eingehung einer Ehe; er hatte sich, wie er in einer Aeußerung bildlich andeutete, „verschnitten um des Himmelreichs willen," d. h. er hatte der sinnlichen Liebe freiwillig entsagt, um in seinem hohen Berufe durch sie nicht gestört zu werden. Er lebte ferner ohne bürgerlichen Erwerb von der Unterstützung seiner Gönner und Freunde, hielt sich fern vom Staatsleben, vom politischen Drängen und Treiben; — „gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist," d. h. laßt mich mit euren politischen Fragen und Agitationen in Ruhe, gebt dem Kaiser, was er prätendirt; ich habe nicht das Volk und seinen Fürsten im Auge, sondern den Menschen und sein Ideal, die Menschheit und ihren Gott. Nun, wo wir bei Christo eine Lücke finden, treten die beiden andern als Ergänzung ein, Göthe mit seinem ästhetischen Wesen, seiner schönen Sinnlichkeit und Kunstliebe, Napoleon, der Bürger durch und durch; aber beide, mit Christo zu einem Menschen vereinigt gedacht, durch die hohe Idealität und hohe Sittlichkeit dieses erhabenen Menschen temperirt und modificirt. Napoleon bleibt nicht in seiner schroffen Mannesenergie, sondern die Liebe Christi erweicht und mildert ihn; Göthe's plastische Ruhe und objective Kälte wird erwärmt durch das Feuer der Sentimentalität, und Christi Ueberschwänglichkeit des Gefühls, die den linken Backen hinzuhalten gebot, wenn der rechte

geschlagen war, also Hundedemuth gebot, findet ihr richtiges Maß an der gewaltigen Mannesenergie Napoleons. So ergänzt, temperirt und modificirt einer den andern, so ist der Mustermensch als dreitheilige Größe, als harmonischer Dreiklang in der Menschheit erschienen. Willst du vollkommen sein, o Mensch, dann sei alle drei, vereinige in dir Christi sittliches, religiös-sociales Menschenleben, Göthe's schön sinnliches, ästhetisches Kunstleben und Napoleon's energisches, patriotisches Bürgerleben; doch der erste von diesen dreien, der Christus, töne hervor. Er ist die Liebe, und ohne Liebe sinkt die Menschheit in Thierheit herab. Der Geist der Liebe, der mit ihm in die Menschheit gekommen ist und der sich in jeglichem Leben und Handeln äußern soll, der ist das Christenthum. Er gehört der Menschheit, wenn die Kirche ihn auch in's Jenseit versetzt hat und für's Diesseit als Surrogat den Glauben bestimmt; er gehört der Menschheit, wenn er auch vielfach unterdrückt, verfälscht und verunstaltet worden ist. Das Christenthum ist unausrottbar und unvertilgbar; die Verfälschung desselben wird jetzt schon vielseitig erkannt und neutralisirt. Nicht droben ist der liebende Mensch, sondern hier auf Erden, nicht der Christus der Kirche ist der wahre Christus, sondern der Christus der Menschheit. Mögen die folgenden Distichen die neue Ansicht von Christo, wie sie sich im Gegensatz zur Ansicht der Kirche herausstellt, noch kurz und bündig aussprechen.

Der Christus der Menschheit.

Adam, der erste Mensch, ward aus dem Eden getrieben;
Christus, der erste Mensch, führt in ein neues uns ein.
Eins sei Hirte und Heerde! — befiehlt der kirchliche Glaube;
Aber hierhin und dort läuft ihm die Heerde davon.
Wie? durch Zwang und Befehl soll Kirche werden die Menschheit?
Nein, in der Menschheit Geist löse die Kirche sich auf.
Geister eint nur der Geist, — der liebende Christus der Menschheit;
Nur an den höheren Geist schließt sich der niedere an.
Werde ein Christus! — so mahnt dich mit Ernst der Christus der Menschheit.
Sieh'! — nur der Mensch wie du, macht dich zum Menschen, wie Er.
Denn unerreichbar fern bleibt ewig der Christus der Kirche;
Knieend betet das Wort, aufrecht folgt ihm die That.
So wie der einzelne Mensch ein Mensch erst wird durch die Liebe,
So ist die Menschheit auch liebend erst wirklich am Ziel.
Sieh'! mit Christo geschah's, da erwacht' in der Menschheit die Liebe.
Er und die Liebe ward Eins, — Christen, nun werdet es auch! —
Lebet das Ideal, an welches die Kirchlichen glauben!
Denn wer die Liebe auch lebt, der ist ein wirklicher Christ.

VII. Die Zukunft der Menschheit.

Es wird einmal eine Zeit kommen, wo man unsere vergangene Dummheit eben so wenig begreifen wird, als wir künftige Weisheit begreifen.

Jean Paul.

„Die Erde ist das Erziehungshaus der Menschheit" — lautet ein sehr wahrer Ausspruch Carl Ritter's. Die Menschheit wird demnach erzogen. Wer erzieht sie? — Frage das Samenkorn, das zur fruchtbringenden Pflanze emporreift, es giebt dir Antwort auf deine Frage. Das Lebensprincip, das jedes Leben zu einem Streben macht, das aus dem kleinen Samenkorn eine Pflanze, einen riesigen Baum erzeugt, ist auch dasselbe, das die Menschheit erzieht. Jedes Leben ist ein Streben nach einem Ziele, — der eine Keim soll zur duftenden Blume werden, der andere zum fruchtbringenden Baum; der Einzelmensch soll zum Vernunftmenschen werden, — und der Gesammtmensch, die Menschheit, sollte kein Ziel haben? Ihr Leben sollte kein Streben sein? Immer und immer soll von einem Fortschritt die Rede sein, ohne daß man uns sagt, wohin wir schreiten? Jedes Leben hat ein Ziel, — nur die Menschheit sollte in's Nebelhafte hineinschreiten, eine Fata Morgana sehen, wie der lechzende Wanderer in der Wüste, ein Trugbild, kein klar und wahr vor Augen stehendes Ziel? Sie sollte von einem Wahne vorwärts gejagt werden, von nebelhaften Gestalten der Freiheit und Gleichheit umgaukelt sein? —

Von einem Fortschritt reden, ohne klar zu wissen: wohin, heißt ein Wort ohne jeglichen Inhalt im Munde führen, und das ist jedenfalls eine Thorheit. Ein Wort ohne Inhalt, also ein Wort, ist nur eine Schaumblase, die bei näherer Besichtigung sich in Nichts auflöst. Die Gegner des Fortschrittes streiten für Worte mit Inhalt, denn alle ihre Worte haben gelebt und leben zum Theil noch, haben sich aber nach unserer Ansicht überlebt. Sie legen in ihre Worte unvernünftige Thaten und Zustände, wir wollen in unsere Worte vernünftige Gedanken legen, die wir mit objectiver Besonnenheit aus den vergangenen Thaten und Zuständen abstrahiren. Welches ist nun der Inhalt? Welches ist das Ziel? Die Entwickelung des Einzelmenschen sagt es uns, sie giebt uns Aufschluß über die Entwickelung der Menschheit; das Kleine giebt uns immer ein Bild

des Großen. Darnach können wir die Zukunft *diviniren*, wenn auch nicht auf Jahreszahl und Datum prophezeihen, denn das ist unmöglich. Das Bild der Zukunft kann nur im Großen und Ganzen entworfen werden. Die Menschheit hat ihre sagenvolle Kindheit gehabt in der Geschichte der alten orientalischen Völker, — ihr halb sagenhaftes, halb geschichtliches Knabenalter im classischen Alterthum, ihr Erwachen der Liebe in Christo, dem größten Gefühlsmenschen, ihre Romantik der Liebe nebst Sturm und Drang im Mittelalter, und ihr Hervortreten des ausschließlichen, einseitigen Verstandes in Napoleon, dem größten Verstandesmenschen. Aus der Vergangenheit der Menschheit können wir die Gegenwart beurtheilen und von dieser weiter auf die Zukunft schließen. Material zur Divination liegt uns bereits genug vor. Wie das Einzel-Individuum sich von einer Stufe zur andern hinaufbildet, so auch das aus Millionen von Einzel-Individuen bestehende Gesammt-Individuum, die Menschheit. Wie der Einzelmensch seine Kindheit (naive Subjectivität), seine Jünglingszeit (leidenschaftliche Subjectivität), sein Mannes- und höheres Mannesalter (vernünftige Objectivität) hat, so auch die Menschheit. Das Gesetz der Entwickelung lautet beim Menschen und der Menschheit: *Von der Subjectivität zur Objectivität des Seins, vom Gefühlsleben zum Vernunftleben.* Der Mensch macht einen Kreislauf, wie jeder Naturkörper. Anfangs ist er nur Subject ohne ein Object, als Kind. Allmählich kommt das Object dem Menschen zum Bewußtsein, und das Leben ist dann eine Wechselbeziehung des Subjects zum Object. Er ist zuerst subjectiv, das Object sich unterordnend, mit der naiven Subjectivität des Knaben beginnend und mit dem Erwachen der Liebe zur leidenschaftlichen des Jünglings übergehend. Dann wird er mit den Mannesjahren und höheren Mannesjahren objectiv, die Rechte der Außenwelt anerkennend. Die Erfahrung ist die Bildnerin, die ihn zum schönen, harmonischen Menschen formt und meißelt. Ohne Lehrgeld zu zahlen, geht dies freilich nicht ab; ohne Lehrjahre giebt es keine Meisterjahre. Allmählich erstirbt das Leben im Menschen, und er wird als Todter selbst nur Object. *Nur* Subject ist das Thier, das Kind und der Wahnsinnige, *nur* Object der Todte; — dazwischen bewegt sich das normale Leben, dessen Verlauf eine Entwickelung aus der Subjectivität zur Objectivität des Seins ist. Diesen Kreislauf hat das Leben des Einzelmenschen, denselben wird auch das Leben der Menschheit haben.

Wenn Lamartine sagt: „Die Welt ist jung, denn der Gedanke übersieht noch einen unermeßlichen Abstand zwischen dem gegenwärtigen Zustand der Menschheit und dem Ziel, welches sie zu erreichen hat" — so hat er mit diesem Ausspruche vollkommen Recht. Denn wir stehen jetzt erst in der gereifteren Jünglingszeit, nach der Sturm- und Drangzeit des Mittelalters, gleichsam dem Mannbarwerden der Menschheit. Seitdem das Volk in der französischen

Revolution seine Mündigkeit erklärte, hat es die Jahre der ersten Jünglingszeit hinter sich. Wir haben die Kindheit, Knabenzeit und erste Jünglingszeit der Menschheit zu referiren, — den Verlauf der gereiften Jünglingszeit, das Mannesalter und höhere Mannesalter, demnach die Weisheitszeit der Menschheit zu diviniren; wir haben einen Weg nachzugehen und einen voranzugehen, wir blicken wie der Januskopf mit dem einen Gesicht rückwärts, mit dem anderen vorwärts, Wir sehen rückwärts einen Opponenten, vorwärts auch. Denn jede Gegenwart steht mitten inne zwischen einer Vergangenheit und einer Zukunft, sie ist nicht mehr Vergangenheit und noch nicht Zukunft. Die Vergangenheit opponirt aus ihrem althergebrachten Sein und die Zukunft aus ihrem Ideale heraus. Man könnte behaupten: so lange es ein Leben giebt, könnte es auch eine Opposition geben. Denn was heißt: opponiren? Opponiren heißt: den Lebenden und Strebenden zurufen: Ihr seid noch nicht am Ziele, ihr müßt noch weiter! Das Ziel aber ist das Ideal, das Christus der Menschheit hingestellt hat, — „Eine Heerde und Ein Hirte." Und dies Ideal erreichen wir nur annäherungsweise. Immer, wenn ein schlechter Zustand überwunden ist, liegt ein neuer zu überwinden vor, der noch lange dem Ideale nicht entspricht. Und so wird es auch bleiben, das Ideal Christi, die Erde voll liebender Menschen, wird nicht erreicht werden, nicht der Communismus wird eine Wirklichkeit sein, wohl aber der Socialismus. Wenn nun auch über die Nichterreichung dieses Ideales Meinungseinheit obwalten mag, so ist doch immerhin noch über den Grad der Annäherung Meinungsverschiedenheit zulässig, eine Opposition könnte den Lebenden und Strebenden zurufen: Ihr seid noch nicht nahe genug am Ideale! Eine solche Opposition aus dem Ideale heraus, wenn sie das Mögliche erstrebt, hat sicherlich ihre Berechtigung, die Opposition aus der Vergangenheit aber nie; denn der Strom der Geschichte fließt vorwärts, nicht rückwärts. Vor uns liegt das Paradies, das wahrhaft menschliche und vernünftige, worin Arbeit und Genuß gerecht vertheilt sein werden; der Geist der Geschichte trieb und treibt uns aus dem Paradies des faulen Herumschlenderns, dem Paradies der glücklich situirten Minderheit hinaus in's Paradies der Arbeit, in's Paradies der ganzen Menschheit.

Wir werfen einen Blick rückwärts und sehen uns mit raschem Ueberblicke der Menschheit vergangene Geschichte an. Wir heben immer nur das Wesentliche, das Charakteristische hervor. Die Geschichte muß überhaupt aus einem Conglomerat von Thatsachen und Thatsächelchen, aus einem Wissen von allerhand Geschehenem zu einer Wissenschaft von Thaten werden, die wie eine Kette Ring an Ring in nothwendigem Zusammenhange stehen. Wozu Namen von Männern, die auf Thronen nur gesessen haben? Wozu vor Kleinigkeiten das Große vernachlässigen? Das Wesentliche beachte

man; denn es wird mit der Zeit rein unmöglich werden, den ganzen Ballast unbedeutender Begebenheiten dem Gedächtniß einzuverleiben. Noch 2000 Jahre Geschichte mehr, — was würden dann unsere Nachkommen an Jahreszahlen, Namen u. s. w. zu lernen haben! — Soll die Geschichte Gedächtnißkram sein, oder Denkübung? Man kann antworten: sie soll Beides sein, aber um das Skelett der todten Jahreszahlen lagere sich das frische, lebendige Fleisch der Thaten, die auch Gedanken sind, Gedanken der Menschheit. Man beachte demnach mehr die Culturgeschichte, als die politische, die Geschichte des Wissens, Dichtens und Denkens der Menschheit mehr, als das äußere Thun, das oft viel Schaum und wenig gediegenen Inhalt enthält. So orientire man sich in der Vergangenheit des Menschengeschlechts. Dann werden wir auch das richtige Urtheil über die kleine Narrenwelt finden, die wir da zeitweise an uns vorübergehen sehen. Heute gilt diese und jene Idee, dieser und jener sociale, staatliche und kirchliche Zustand, die Polizei verfolgt die Andersglaubenden und Andersstrebenden, verfolgt sogar die Farben auf Hüten, Mützen, Pfeifenquasten u. dergl. Aber nach 30—40 Jahren trägt dieselbe Polizei dieselben früher verfolgten Farben; die Jünglinge, die ihr Streben mit jahrelangem Kerker auf Festungen büßten, sitzen als Männer in Amt und Würden, denn die früher verfolgten Ideen sind die allgemein geltenden, die früher verfolgten Zustände sind die herrschenden geworden. Der alte Kampf ist ausgekämpft, ein neuer ist aber da, die Opposition aus dem Ideale heraus hat zwar einen alten faulen Zustand beseitigt, aber ihre Arbeit ist noch nicht zu Ende; denn noch ist der Weg zur vernünftigen Wirklichkeit ein weiter und durch Kampf zu ebnender. Keine Geburt ohne Wehen, kein Leben ohne harten Kampf, keine Geschichte ohne Opposition, keine Gegenwart ohne eine Zukunft! Man mache sich dies klar, man wird daraus die Nothwendigkeit der Opposition erkennen und die Wahrheit, daß der Lebende immer unzufrieden ist, weil strebend. Man wird daraus ferner die Ruhe des Geistes sich bewahren, die da nöthig ist, um aus der Vergangenheit einen Trost für die Gegenwart zu gewinnen, den Trost nämlich, daß jede Thorheit nach und nach zur Klugheit, jede Dummheit zur Weisheit wird, und daß, wie wir die vergangene Dummheit früherer Zeiten belachen, eben so auch, wie Jean Paul sehr wahr sagt, eine Zeit kommen wird, „wo man unsere vergangene Dummheit eben so wenig begreifen wird, als wir künftige Weisheit begreifen." —

Wir sehen uns nun die Vergangenheit der Menschheit an, zunächst das Leben der Menschheit in ihrem Kindes- und Knabenalter, die sogenannte Alte Geschichte oder die Geschichte des Alterthums. — Dunkel sind die Anfänge der Geschichte der Menschheit, Mythen und Sagen müssen die Stelle der beglaubigten Geschichte vertreten. So ist die Geschichte der ältesten Völker und Staaten,

der Inder, Chinesen, Meder, Perser, Assyrer, Babylonier, Hebräer, Phönizier, Egypter, Griechen und Römer. Klein und gering ist die Zahl dieser Völker, der Gesichtskreis der Menschheit ist beschränkt, wie der des Knaben. Auf einen Erdtheil nur concentrirt sich die Anfangsgeschichte der Menschheit, auf Asien, das man auch deshalb die Wiege des Menschengeschlechts genannt hat. Einfach ist das Leben dieser Völker, ihre Bedürfnisse gering, ihre Geschichte wenig ereignißreich, ihr Leben mehr innerlich, als äußerlich. Sie sind Jäger, Hirten, Fischer und Ackerbauer; Handel und Industrie sind noch sehr unbedeutend. Patriarchalisch ist die Urgeschichte der Menschheit, es ist mehr eine harmlose Familien-, als eine Regenten- und Staatengeschichte. Auch die Wiege aller Religionen ist Asien, Confucius, Buddha, Zoroaster, Moses, Jesus, Muhamed sind hier aufgetreten, Priester waren die ersten Regenten, die Inhaber aller Weisheit und Gelehrsamkeit. Durch die Religion und die damit zusammenhängenden Gebräuche und Dogmen wurde das ganze Leben dieser Völker geregelt. Die heitern Knabenspiele finden wir in den Spielen der Griechen wieder, wo Körperkraft und Gewandtheit Ansehen und Ruhm verschafften und an denen selbst Frauen und Jungfrauen Theil nahmen; ihre Kriege waren mehr Einzelkämpfe, Mann gegen Mann, der Starke siegte, der Schwächere unterlag, und die Homerischen Helden sehen wir grade so sich geberden, als bei einer Prügelei unter Knaben; sie fordern sich heraus, rühmen ihre Stärke, ihre Waffen und die Zahl der Feinde, die sie erlegt, und dann erst kämpfen sie gegen einander. Ihr ganzes Leben trägt das Gepräge der Heiterkeit und des Frohsinns; Tanz, Gesang und Saitenspiel und eine heitere Sinnlichkeit verschönerten ihr Dasein, und ihre Kunst ist ein getreuer Abdruck ihres einfachen, naiv-sinnlichen Gemüthes. Auch die Rang- und Standesunterschiede, die den Menschen vom Menschen sondern, finden wir hier nicht so streng; man holte die Feldherren vom Pfluge und achtete den tüchtigen Mann darum nicht geringer, weil er arm war und sich seine Rüben selbst kochte. Wie einfach, wie schön, wie menschlich war das Leben der Völker des Alterthums! wie naiv, wie kindlich ihre Religion! wie schön, wie rein ihre Begeisterung für die Kunst! wie einfach ihr politisches und sociales Leben! Es war mit Einem Worte ein heiteres, harmloses Naturleben, die Menschen naive Gefühlsmenschen und die Menschheit in dieser ersten Geschichts-Periode eben so glücklich, wie der Mensch in seinem Kindes- und Knabenalter.

Glücklich, wie Kind und Knabe, waren die Menschen des Alterthums, weil eben so harmlos, eben so naiv. Sie fanden im irdischen Dasein ihre volle Befriedigung, denn das Alterthum kennt kein Sehnen und Drängen nach einem fernen Ziele, nur das Nächstliegende, klar vor Augen Stehende war ihm Ziel und Streben. Daher kam denn auch diese plastische Ruhe, dieses ruhige Dahinfließen des Lebensstromes ohne die Meerstrudel und Niagarafälle

der Leidenschaft. Dem Kinde imponirt das Massenhafte, es fügt Stein auf Stein zu grandiosen Obelisken und Pyramiden, haut Tempelgrotten in Felsen aus, bildet Steinklumpen zu fratzenhaften Göttergestalten um, und wir modernen Menschen, denen der Geist mehr imponirt, als die Masse, sehen uns diese „vergangene Dummheit" des Menschenkindes kopfschüttelnd an, finden auch gar nichts Anbetungswürdiges in diesen Steinklumpen, Tempelgrotten und Götterfratzen, vor denen die alten Inder, Aegypter, Assyrer u. s. w. in heiligem Schauer anbetend niederknieten. So begreifen wir denn auch nicht die Verehrung dieses oder jenes Thieres, dieser oder jener Blume, dieses oder jenes Ortes; uns ist dieses Thier, diese Blume, dieser Hain nicht heilig, denn wir heben nicht einzelne Thiere u. s. w. aus dem, was die Erde erzeugt, heraus und erklären sie mit naiver Subjectivität für bevorzugt vor den andern; kein Thier, keine Blume, kein Ort, kein Volk ist uns heiliger, denn sie sind uns alle gleich heilig. Es giebt für uns kein „Volk Gottes"; die Geschichte, als Weltrichterin, hat diese früher kindliche Anmaßung selbst für kindisch erklärt. Kinder lieben das Prahlen: aber die Geschichte läßt den prahlenden Kindern eine harte Züchtigung angedeihen. Das „Volk Gottes" lebt mehrfach nur von der Gnade der verachteten „Gojim", und die Reiche der Griechen und Römer wurden von den deutschen „Barbaren" vernichtet. Ihre Literatur ward Eigenthum der Germanen, ihre Ideen bildet der Deutsche weiter aus, die Philosophie, die in ihrer Jugend griechisch sprach, spricht jetzt deutsch.

Das Kind liebt auch das Geheimnißvolle, das Mysterium; nur erst der Mann strebt in Allem nach Klarheit. Alle alten Religionen haben Mysterien, haben ihre Tempel mit geheimnißvollem Tempeldienst, geheimer Schrift und Priesterlehre, und in den Tempeln befand sich ein heiliger Raum, ein „Allerheiligstes", worin der Gott selbst sich aufhielt und in welches nur der Priester Zutritt hatte. — Der Knabe fühlt sich vom vorhandenen Dasein vollkommen befriedigt, er kennt noch keine Sehnsucht nach etwas Ueberirdischem. Darum sehnt er sich auch nicht nach Unsterblichkeit; nur die Sentimentalität gebiert diesen Glauben, die Naivetät kennt ihn nicht. Alle alten Religionen haben den Glauben an Unsterblichkeit entweder gar nicht, oder nur theilweise in einzelnen Secten und philosophischen Schulen. Das Leben der Schatten im Hades ist keine persönliche Unsterblichkeit in unserm Sinne, auch das A. T. verneint dieselbe in mehreren Stellen. Kind und Knabe ziehen eben das Jenseits in's Diesseits herab; der Gott kommt ja zu ihnen, sie sehnen sich nicht hinauf zum Gott; sie lassen die Götter aus ihrem Olymp sich auf die Erde begeben, mit und unter den Menschen leben, Menschen- und sogar Thiergestalten annehmen und vielfache Abenteuer erleben. Der Knabe prügelt sich gern, seine Götter prügeln sich mit, kämpfen mit vor Troja, beschützen diesen und jenen

Krieger, werden auch verwundet, wie Ares, der Kriegsgott, der nach seiner Verwundung schrie, wie ein Heer von 10,000 Kriegern. Vor dem Starken hat der Knabe Achtung, stark will er gern sein, um selbst geachtet zu werden, Tugend hieß ihm Stärke und Tapferkeit; die römische virtus spricht dies deutlich aus. Der Gott des Knaben muß mit ihm leben, bei ihm zeitweise sich sehen lassen, seine Sitten und Gewohnheiten, seine Neigungen und Abneigungen mit ihm theilen; die naive Subjectivität des Seins bringt das so mit sich. Der Knabe strebt nur nach einem heitern sinnlichen Leben. Nun, seine „heiter schmausenden" Götter haben es in vollem Maße; sie sind das Ideal des Knaben, er will ja nur frohen Lebensgenuß beim „lecker bereiteten" Mahle, unter Scherz und Gesang in nie versiegender Heiterkeit. Auf die Frage: wo wohnt das Glück? antwortet der Knabe und kann seinem ganzen Wesen nach nur antworten: auf der Erde, hier unter diesem blauen, klaren Himmel, auf der von der hellen, Licht und Wärme spendenden Sonne beschienenen Erde wohnt es und nirgend anders. Darum ist der Knabe zufrieden mit seinem Dasein, lachend und scherzend wie seine Götter im Olymp; keine Sehnsucht führt ihn über das behagliche irdische Dasein hinaus. Homer schildert das Ideal des Knaben, indem er das Leben der Götter schildert:

„Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Schmausten sie, und nicht mangelt ihr Herz des gemeinsamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollons
Noch des Gesangs der Musen mit holdantwortender Stimme." —

So war die schöne Griechenwelt mit ihrem Ideal und das Leben des classischen Alterthums. Es ward aber anders, ein ganz neues Leben begann, die „heiter schmausenden" Götter verschwanden, es kamen andere an deren Stelle. Die Liebe erwachte in der Menschheit und mit ihr die Sehnsucht, aus dem Menschheitsknaben ward ein Jüngling, die Naivetät ward zur Sentimentalität. Es kam die Sturm- und Drangperiode der Menschheit, das Mittelalter, die Zeit des Mannbarwerdens. Hat das der Jude Jesus gethan? Hat er die Welt geändert, hat er sie aus ihrer harmlosen Naivetät in leidenschaftliche Gährung gebracht? Nicht Jesus änderte die Welt, sondern die Welt ward im Laufe der Zeit anders, und Jesus sprach diese Veränderung, die in der Zeit lag, im Judenthum sowohl, als im Heidenthum sich manifestirte, nur aus, in ihm concentrirte sich der Geist der Zeit, er sprach klar und deutlich aus, was im Innern der denkenden Menschen des Alterthums dunkel und schlummernd lebte, wie ja immer hervorragende Persönlichkeiten berufen sind, in sich den Geist ihrer Zeit zu sammeln und ihn dann weiter zu führen. Sie sprechen aus, was in jedem denkenden Geiste mehr oder weniger schon vorhanden ist, sie erwecken gleichsam den schlummernden Geist der Zeit, fachen den Funken zur hellen Flamme an. Im Geist der Zeit lag der Geist Jesu im Keime, aus dem

Geist der Zeit heraus entwickelte sich der Geist Jesu als Blüthe und aus dem Geist Jesu entwickelte sich weiter der Geist einer neuen Zeit als Frucht. Zwischen der alten und der neuen Zeit steht Jesus Christus oder das Erwachen der Liebe in der Menschheit, wie zwischen dem Knaben und dem Jüngling die Liebe steht, die eben aus dem harmlos naiven Knaben einen leidenschaftlich sentimentalen Jüngling macht. Mit dem Erwachen der Liebe beginnt im Leben des Einzelmenschen eine neue Zeitrechnung, mit dem Erscheinen des Christenthums beginnt sie ebenso im Leben der Menschheit.

Liebe heißt: Sehnsucht nach der Vereinigung unsers Seins mit einem andern, also Sehnsucht nach einem uns jenseitigen Ideale, das uns diesseitig werden soll. Christenthum ist die Liebe der Menschheit, die Poesie des Einzelmenschen wird dem Gesammtmenschen zur Religion, das Gefühl, das den Jüngling an die Jungfrau, an ein irdisches Ideal, fesselt, bindet die Menschheit an ein überirdisches Ideal, an ein unsichtbares Jenseit, an einen Himmel. Christenthum heißt demnach: Sehnsucht nach der Vereinigung mit einem überirdischen Ideale, Sehnsucht nach einem unsichtbaren Jenseit, das wir diesseits wünschen. Sehnsucht nach einem Himmel und einem Reich des Himmels, das uns die Erde verschönern soll. Sehnsucht also in der Liebe des Jünglings, Sehnsucht im Christenthum; — der Knabe kennt keine Sehnsucht. Wie der Einzelmensch durch die Liebe aus der Naivetät zur Sentimentalität übergeht, so geschah derselbe Uebergang im Leben des Gesammtmenschen durch das Christenthum. Beide Uebergänge sind nothwendige Lebensacte. Wir wissen, daß der Einzelmensch aus der einfachen Natürlichkeit des Knaben durch die sentimentale Sturm- und Drangperiode des Jünglings hindurch als Mann wieder zur Natur zurückkehrt, aber zur Natur, der das Ideal diesseits geworden, die sich also nicht mehr nach einem andern Sein *sehnt*, denn das andere Sein ist ja mit dem Mann vereinigt; die peinigende Sehnsucht der Liebe hört auf, sobald sie zur *Ehe* geworden ist. Einen gleichen Gang wird auch die Menschheit vollenden; aus der Natürlichkeit des Alterthums geht ihr Gang durch die Sentimentalität eines Mittelalters hindurch wieder zur Natürlichkeit, aber zu einer mit reichhaltigen Erfahrungen bereicherten. Denn Lebens-Erfahrungen verschwinden nie spurlos; derselbe Zustand kehrt wohl wieder; aber doch nicht ganz in derselben Art. Es ist immerhin ein Unterschied, ob man harmlos sich an die Natur anschließt, weil man es eben nicht besser weiß und kennt, oder ob man dies mit vollem Bewußtsein thut, nachdem man die Qualen des Sehnens und Strebens über die Natur hinaus in vollem Maße durchgekostet hat. Die Alten, die so recht mitten in der Natur lebten, bleiben uns daher ewige Muster, uns, die wir noch in der Uebernatur und Unnatur des Mittelalters stecken, daß wir gern los sein möchten, aus dem wir uns auch dereinst herausringen werden,

um wieder zur Natur zurückzukehren. Diese Rückkehr zur Natur meint auch Schiller in seinem schönen Distichon:

Die drei Alter der Natur.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
Schaffendes Leben auf's neu giebt die Vernunft ihr zurück. —

Die Vernunft führt den Mann und die Menschheit im Mannesalter wieder zur Natur zurück, an die der Knabe unbewußt sich anschließt. Der Knabe lebt harmlos mit seiner Spielgefährtin, harmlos und naiv, weil er sie noch nicht liebt, weil sie ihm noch nicht ein Ideal, ein Jenseit, ein anderes Sein geworden, nach dessen Vereinigung mit dem seinigen er sehnsüchtig strebt. Nichts ist dem Knaben jenseitig, seine Phantasie sehnt sich nach keiner neuen Welt, nach keinem Ideale. Er hat noch kein Jenseit, Knaben und Mädchen leben noch in harmloser Natürlichkeit neben und mit einander, kein Gefühl trennt die beiden Geschlechter und macht das eine zum Jenseit des andern, keine Leidenschaft trübt und beunruhigt dieses heitre, schöne Leben. Seine Götter leben mit und unter ihm, der ganze Olymp steigt zu ihm nieder, — wie sollte er sich nach einem Himmel sehnen, wenn der Himmel zu ihm auf seine schöne Erde kommt? Muß die Erde nicht schön sein, wenn sie des Besuches der Götter gewürdigt wird, wenn in den Bäumen, Quellen und Bergen Götter leben, wenn der Mensch, der sich durch heroische Thaten auszeichnet, selbst zum Gotte werden kann? Sie ist schön, diese Erde, schön dem Knaben, so lange er — Knabe ist, so lange sich nicht auf einen Gegenstand die Gefühle seines Herzens richten. Sobald die Liebe in das Herz des Jünglings einzieht, wird es anders mit ihm; da ist nicht mehr die ganze Erde gleich schön, sondern schön ist es nur in der Nähe der Geliebten; nur auf dem Raum der Erde, wo die Geliebte ist, wohnt dann sein Glück. So zog auch mit dem Christenthum ein neues Gefühl in die Menschheit ein, die harmlosen Naturgötter verschwanden, die Oreaden, Dryaden und Hamadryaden verließen ihre Berge, Quellen, Bäume und Fluren, kein Olymp stieg mehr zum Menschen hernieder, sondern der Mensch blickte sehnsüchtig nach oben; denn unsichtbar über den Sternen wohnte ihm von nun an das Glück, beim Vater im Himmel, der die Liebe ist. Wie Gott die Liebe in der Welt ist, der Vater, der alle Wesen an sich bindet, so daß sie Eins werden in ihm und durch ihn, so kehrte auch mit Christus die Liebe in die Menschheit ein, die alle Menschen aneinanderfesseln und zu einer Familie machen soll. Denn die Liebe bindet den Menschen an den Menschen und an einen unsichtbaren Gott, sie macht die Menschen zu Kindern eines Vaters.

Das Alterthum kannte diese fesselnde Liebe noch nicht, harmlos wandelte der Mensch mit dem Menschen, die innige Zuneigung, die Wärme des Gefühls fehlte. Der Religion fehlte die höhere Sittlichkeit, der Poesie und dem Leben die Innigkeit und die Gluth der

Begeisterung. Die Frauenliebe im classischen Alterthum hatte die Leidenschaftlichkeit nicht, mit der der Ritter die Dame seines Herzens liebte, und die sich in den Minneliedern des Mittelalters aussprach. Die Menschen waren durch und durch anders geworden, die romantische Zeit begann, die Zeit der leidenschaftlichen, sogar excentrischen Subjectivität des Seins, im Gegensatz zur classischen Zeit der naiven Subjectivität des Seins. Religion, Poesie und Leben durchzog ein Geist größerer Innigkeit und Herzlichkeit, angeregt durch das Christenthum, das da erschien, „als die Zeit erfüllet war", wie eben jedes neue Leben erwacht, wenn das alte dem vorgeschrittenen Bildungsgange nicht mehr entspricht. Der Messias wurde erwartet, der Messias der Menschheit, der da erlösen sollte von den Banden der Unsittlichkeit, er wurde erwartet von den Heiden und Juden, die Zeit war reif für sein Erscheinen. Die alte Welt war in einen Zustand des inneren Unbefriedigtseins gerathen, die alte heidnische Volks-Religion mit ihren Mythen und Göttergeschichten beförderte eher die Unsittlichkeit, als die Sittlichkeit, indem sie in dem Leben der Götter den Menschen nicht immer gute Vorbilder aufstellte und man sich sagen mußte und auch offen sagte: wenn die Götter solche Unsittlichkeiten begehen, wie kann man sie den Menschen verargen? Darum rettete sich der bessere Theil der Heiden aus den Fabeln und Mythen der Religion in die Philosophie. Aber auch durch die damals herrschenden philosophischen Systeme fühlten sich die Gebildeten nicht ganz befriedigt, sie boten ihnen wohl viel für den Geist, aber zu wenig für das Herz. Am meisten befriedigte noch der Platonismus, der im Heidenthum das war, was der Essäismus im Judenthum, beide die Vorstufen des Christenthums. Wenn Jesus auch kein Essäer war, so sympathisirte er doch mit den Tendenzen dieses Ordens. Im Platonismus und Essäismus glühte der Funke, den das Christenthum zur hellen Flamme anfachte.

So kam der Erlöser, er kam in die Menschheit, aber — er ward nicht verstanden. Er wollte als Mensch seine Mitmenschen göttlich machen, aber die Menschen verstanden ihn nicht, sie machten ihn sich jenseitig, machten ihn zum Gott. Sein Erscheinen war Natur, nichts, als Natur, aber man machte es zur Uebernatur. Den Heiden und Juden, die sich in den Fesseln der Unsittlichkeit unglücklich fühlten, beantwortete er die Frage: wo wohnt das Glück? indem er auf den Himmel wies; im Himmel wohnt es, da, wo die höchste Sittlichkeit ist, beim Vater; — aber es kann auch auf der Erde wohnen, laßt nur die Liebe auf Erden walten, dann habt ihr den Himmel auf Erden. Thut Buße, das Himmelreich ist nahe! — waren seine Worte, — nicht von außen her kommt das Glück, wollte er ihnen sagen, ihr müßt es euch selbst erwerben, es liegt in euch, ihr müßt ihm nur Raum zur Entfaltung im Leben geben. Man verstand ihn nicht, der Messias sollte es nun einmal bringen,

es sollte mit Pomp in die Menschheit einziehen. Christus war von der Erde geschieden, ohne den Menschen das Glück, wonach sie strebten, zu hinterlassen; da sollte er denn wiedererscheinen und mit seiner Wiederkunft das Himmelreich auf die Erde bringen. So wartete man auf die Wiederkunft Christi, mit der das Reich Gottes beginnen sollte. Man wartete vergebens, Christus kam nicht wieder. Da ergriff eine peinigende Sehnsucht die ganze Christenheit, der lebende Messias hatte nicht geholfen, nun sollte der todte Messias helfen. Man wallfahrtete nach dem heiligen Grabe, als wenn eine magische Kraft von diesem Grabe ausginge. Wo ist das Glück? fragte man, und die Antwort hieß: nirgends anders, als am heiligen Grabe, da ist das Paradies. Eine allgemeine Schwärmerei ergriff die Christenheit, das Kreuz ward das Symbol, dem die Kreuzfahrer folgten, das tausendjährige Reich sollte nahe sein. Was waren demnach die Kreuzzüge? — Eine Schwärmerei der Liebe, wie eben der Jüngling schwärmt, er weiß nicht: warum? Denn jede Schwärmerei beruht auf einem dunkeln Gefühl; der klare, selbstbewußte Mann schwärmt nicht mehr. Wie der Jüngling, nachdem er seine Geliebte verloren, ihre Locken, ihr Bild, ihr Grab u. s. w. verehrt, ebenso verehrte man im Mittelalter Reliquien, Holzsplitter und Nägel vom Kreuze, Schweißtuch, Grab u. dergl. des Messias. Dasselbe Gefühl des Jünglings nach dem Verlust seiner Geliebten äußert sich in den Kreuzzügen nur in anderen Verhältnissen und in größerem Maßstabe. Dies ist die Erklärung dieser allgemeinen Völkerbewegung, es war ein menschheitlicher Liebes-Paroxysmus.

So folgte auf das heitere Knabenalter des Alterthums das unzufriedene, zerrissene, unbefriedigte erste Jünglingsleben, auf die harmlose Freude der Schmerz mit seiner Qual. Die Liebe führt in ihrer Hitze gewöhnlich zur Schwärmerei, die Sentimentalität steigert sich sehr oft zum Paroxysmus. Anstatt den Vater zu lieben, schwärmte man für den Sohn und die Madonna, für Christus und seine Mutter, die man beide in den Himmel gesetzt hatte, ihn, den Kreuzträger der Welt und die schmerzensreiche Mutter. Anstatt Christi Geist zu verehren, verehrte man sein Grab, sein Kreuz u. s. w. Und sonderbar, der Paroxysmus ging durch die ganze Welt, lebte im Morgenlande so gut, wie im Abendlande, die occidentalische Romantik kämpfte um das heilige Grab mit der orientalischen, der Ritter mit dem Sarazen, das Kreuz mit dem Halbmond. Und wir modernen Menschen sehen uns wiederum kopfschüttelnd diese „vergangene Dummheit" der Menschheit an und erkennen, daß man eben auf Hülfe von außen hofft, wenn man sich selbst nicht helfen kann. Mensch, hilf dir selbst, sagen wir im Geiste der neuen Zeit, so wird dir Gott helfen! Kein Christus erscheint, um das Glück auf die Erde zu bringen, das heilige Grab bringt es auch nicht; das Glück kommt ja nicht von außen, sondern von innen nach außen. Kein Messias wird das Glück bringen, durch sein Erscheinen die

Welt mit einem Schlage umgestalten; er kann nur Ideen angeben, nur Prophet sein, und im kleinen Kreise ein neues sociales Leben zu begründen versuchen. Er gab auch Ideen an und war Prophet, aber man verstand ihn eben nicht. Und dieses Nichtverständniß zieht sich hin bis in unsere Zeit. Es ist zwar so manche „vergangene Dummheit" nicht mehr möglich, als da sind: Kreuzzüge, Tezelscher Ablaßkram, ein dreißigjähriger Religionskrieg, Inquisition, Bann und Ketzerverfolgungen u. dergl. — dafür ist aber so manches Andere noch möglich, worüber der Mensch der Zukunft als über unsere „vergangene" Dummheit ebenso den Kopf schütteln wird, wie wir über die des Mittelalters. Ein gut Stück Mittelalter sind wir durch die französische Revolution und ihre Folgen los geworden, aber ein noch sehr großer Theil desselben ist uns geblieben.

Mit dem Mittelalter traten auch die Deutschen und Franken entschieden in die Weltgeschichte ein. Jahrhunderte lang hatte der Deutsche in seinen Wäldern gejagt und nach der Jagd auf seiner Bärenhaut geruht. Da wurde er durch die Römer aus seinem Schlummer geweckt, durch die Römer, die ihm sein Liebstes, seine Freiheit nehmen wollten. Er reckte seine gewaltigen Glieder und zertrümmerte die römischen Legionen. Er vernichtete sogar das Römerreich; aber was sein Schwert ihm errungen hatte, die Freiheit, die er ja über Alles liebte, nahm ihm Rom wieder, indem es ihn unter die Herrschaft des Krummstabs brachte. Der deutsche Recke wurde ein gehorsamer Knecht der Kirche. Aus dem mit Christus in die Welt getretenen neuen Princip und dem, was in der Zeit selbst an phantastischen Elementen lag, — es war ja eben ein unruhiges Brodeln und Gähren in der Menschheit, ein Wandern der Völker, ein Suchen fester Wohnsitze, ein Haschen nach etwas Festem, Sicherem, auf dem man fußen konnte, da eine alte Welt im Verschwinden und eine neue im Entstehen war, — aus dieser ganzen Gährung heraus bildete sich nach und nach etwas Festes, wie ein Crystallisationspunkt, der immer weiter sich ausdehnte, alles Leben in seinen Bereich zog, allem Leben die eigene Geltung raubte, der Katholicismus nämlich mit dem unfehlbaren Papste und dem geweihten Priester. Die Freiheit des Geistes, die den Jesus von Nazareth vom Judenthume losgerissen hatte, sollte nicht mehr gelten, seitdem man diesen Jesus zum Gott gemacht hatte; der Vater, den Christus der Menschheit genähert hatte, wurde wieder in die Ferne gerückt, man sollte zum Vater nur durch den Sohn gelangen, durch den Sohn und die Madonna und durch noch Einen, den Statthalter Christi. So war das jüdische Hohepristerthum restaurirt im mittelalterlichen Papstthum. Der Weg zum Himmel führte nur durch die Kirche; die Schlüssel hatte ja Christus dem Petrus und dieser dem Papste gegeben. Der Papst konnte binden und lösen, verdammen und lossprechen; es war eine orientalische Satrapenwirthschaft geworden, worin der Oberknecht, der servus servorum, seine Unterknechte in

gewaltiger Knechtschaft knechtete. Mit der geistigen Freiheit war es aus; den freien Glauben, die Appellation an das innerste Gemüth des Menschen, konnte man nicht brauchen, man mußte eine Wissenschaft haben, ein zusammenhängendes Gebäude von Glaubenssätzen, die man annehmen mußte, um selig zu werden. Die Liebe, die unmittelbar Thaten wirkte, sollte nicht gelten; man setzte an ihre Stelle das Wort, das todte Wort, das auch nur todte, äußerliche Thaten erzeugen konnte. Daher die ekelhaften Streitigkeiten und Wortgezänke in der Kirchengeschichte, daher das Verketzern und Verfolgen Andersgläubiger und die Inquisition mit allen ihren Gräueln, daher der Jesuitismus und das Pfaffen- und Mönchsthum und die starre, leben- und saftlose Orthodoxie, die wie ein fleischloses Skelett dasteht, dürr und abschreckend und kein Leben spendend, weil sie selbst keines besitzt.

Es war eine wilde, rohe, unbändige, gährende, aber dabei auch viele schöne Momente enthaltende Zeit, diese Zeit des Mittelalters, ganz so, wie es die Zeit der Jugend im Leben des Menschen ist. Die Jugend muß eben austoben; nur die Zeit kann dies Toben ändern, nur die Zeit, die nach und nach Generationen in das Grab legt, kann dem Toben ihre Dämpfer aufsetzen, so daß es immer schwächer und schwächer, die Physiognomie der Menschheit immer würdevoller und das Leben immer sittlicher wird, bis endlich die Menschheit im Mannesalter auf ihr Jünglings-Mittelalter zurückblicken wird wie auf eine lange Reihe „vergangener Dummheit."

Die Jugend tobt noch, und es wird noch lange dauern, ehe sie ausgetobt hat. Jede Entwickelung will ihre Zeit haben, jede Blüthe braucht Zeit, um zur Frucht zu reifen. Wir leben immer noch im Jünglings-Mittelalter, langsam geht der Uebergang der Menschheit ins Mannesalter, — langsam, weil zwischen der Idee und der Wirklichkeit eine Kluft sich befindet, die erst Jahrtausende lange Erfahrungen vollkommen ausfüllen, weil man den Menschensohn von der Menschheit getrennt und als Gott in den Himmel gesetzt hat. Da sitzt er nun neben dem Vater, das Himmelreich ist auf Erden nicht zu verwirklichen, nur droben ist es, und nach dem Tode kommen wir erst hinein. Und auch nicht alle, sondern nur die, die der Nachfolger Petri und Statthalter Christi hineinlassen will, die den „allein seligmachenden" Glauben bekennen, die dem „unfehlbaren" Papste blindlings folgen, die mit einem Worte die größte Dummheit der Menschheit mitmachen, die größte Dummheit und — noch nicht vergangen.

Christi Leib ist zwar gestorben, aber sein Geist lebt noch auf Erden, sein Geist lebt noch, aber nicht — in seinem „Statthalter." Er, der Meister, bekannte selbst, daß er nicht habe, wo er sein Haupt hinlegen könne, und begnügte sich mit dieser seiner Armuth; aber sein Oberknecht nennt das Geld der ganzen Christenheit sein eigen und maßt sich die ganze Erde an und den Himmel dazu. Es mußte

wohl so kommen und war nicht anders möglich. Sobald man Christum in einen jenseitigen Himmel gesetzt und eine Statthalterei errichtet hatte, konnten die Geldwechsler und Taubenkrämer im Tempel des Herrn wieder ihren Platz finden. Und sie haben sich festgesetzt in diesem Tempel, und es wird noch manchen Kampf kosten, sie daraus zu vertreiben.

An dieser Hauptdummheit des Mittelalters, an den „Statthalter" und seine Priester, lehnen sich zwei andere Dummheiten, — eine Dreiheit, aber keine heilige, — wurzelnd immer in der Ueberschätzung des Subjects gegenüber dem Object, in der Losreißung des Menschen von der Natur. Dieselbe Handschrift, die dem Menschen die Schenkungsurkunde schrieb, worauf er sein Prinzipat über die Natur begründet, erkennen wir auch in den drei Schenkungsurkunden wieder, worauf drei Klassen von Menschen ihre Herrschaft über ihre Mitmenschen stützen. Deine Seele gehört mir, sagt der Papst und der Priester zum Menschen (Papismus, Ultramontanismus). Der Grund und Boden, auf dem du stehst und lebst, gehört mir, sagt der Kaiser und sein Lehnsträger, der Ritter (Feudalismus). Dein Körper, d. h. deine körperlichen Bedürfnisse, als: Kleidung, Wohnung, Nahrung u. s. w. gehören mir, sagt der zünftige Handwerker (Zunftwesen). Das ist die Dreiheit des Mittelalters; der Feudale, der Ultramontane und der Zünftler reichen sich brüderlich die Hände, und es ist mit Gewißheit zu behaupten: nicht eher wird das Mittelalter vorüber sein, als bis diese drei Dummheiten ins Grab gelegt sind und ihr Wiederaufstehen nicht mehr möglich ist. — Der Mensch ist schon anders geworden im Laufe der Zeiten und wird noch anders werden. Die Sonne hat schon viele Geschlechter entstehen und vergehen gesehen; — sie, die Sonne Homers, lächelt auch uns, sie ist nur eben nicht mehr die Sonne Homers.

Rückblickend erkennen wir: es war ein anderes Leben möglich auf der Erde, als das jetzige, und divinirend sagen wir ebenfalls: es wird noch ferner ein anderes Leben möglich sein, als das jetzige. Welches Leben wird aber das mögliche sein? Ist's der Himmel auf Erden, worin ein Mensch an der Brust des anderen liegt, oder die Hölle, in der Einer der Teufel des Anderen ist? Ist's der Mensch der Ideale, oder der Mensch des Nutzens, der einseitige Mensch, oder der einseitige Bürger? — Die Geschichte beantwortet uns diese Frage selbst, sie liebt überall klare Beispiele, um uns dadurch zur Wahrheit zu leiten. Sie nennt uns zwei große Männer (Energie des Mannes) und zwei hohe Menschen (Sittlichkeit des Menschen), erstere Cäsar und Napoleon, letztere Socrates und Jesus. Der zweite von diesen ist immer eine Wiederholung des ersten in erhöhter Potenz. Alle hier enden tragisch, am tragischsten aber Napoleon, der fünf und ein halbes Jahr im Sterben lag; denn Gefangensein mußte einem strebenden Geiste, wie Napoleon, gleichbedeutend sein mit Sterben. Die Geschichte führt uns diese

vier Heroen vor, von denen zwei der politischen, zwei der Culturgeschichte angehören. In allen vieren waltet etwas Dämonisches, in Jesus und Napoleon mehr, als in Socrates und Cäsar. Jesus, den man nach seinem Tode zum Gott machte, und Napoleon, der Millionen bei seinem Leben ein Gott war, gegen den ganz Europa aufstehn mußte, um ihn, diesen einen Mann zu bewältigen, — sie sagen uns etwas, die Geschichte will uns durch sie eine Lehre geben. Sie will dem Menschen sagen: blicke nicht zu hoch nach oben, du verlierst sonst die Erde, und blicke nicht zu tief zur Erde, du hast sonst keinen Himmel mehr. Die Erde verlangt, daß du auf deinen Nutzen bedacht seist, und der Himmel, daß die Liebe dein Ziel sei. Die Geschichte will uns den vollkommenen Menschen, den Menschen, der da Mensch und Bürger zugleich ist, zeigen, und zeigt uns separat in:

Jesus den vollkommensten Menschen nach der Gemüthsseite hin, den Typus des Menschen, und in

Napoleon den vollkommensten Menschen nach der Verstandesseite hin, den Typus des Bürgers.

Die Geschichte zeigt uns diese beiden Vorbilder und sagt uns: wollt ihr vollkommen sein, vereinigt beide in euch, — nehmt dem einen was er zu viel, und gebt dem anderen, was er zu wenig hat. So wie sie da gelebt haben, sind sie schroffe Gegensätze. Denn der eine muntert zur Liebe auf, der andere hetzt zum Mord. Der eine strebt nach einem Reiche „nicht von dieser Welt", nach einem Reiche des Himmels; der andere wollte nur ein Reich von dieser Welt, eine Weltmonarchie. Den einen leitete nur die Liebe, die Selbstverleugnung, er wollte ein König im Reiche der Wahrheit sein und man setzte ihm spottweise eine Dornenkrone auf's Haupt; den andern leitete nur der Egoismus, und er, ein König im Reiche der Lüge, theilte Kronen an Könige aus. Wenn nun aber der Mensch der Liebe, Christus, höher steht, als der Mann des Hasses, Napoleon, so will uns die Geschichte damit sagen: im Conflict des Menschen mit dem Bürger siege allemal der Mensch, — man sei mehr Mensch, als Bürger. Denn wenn die Erde auch kein Himmel und die Menschen auch keine Engel sein werden, so soll sie doch noch viel weniger eine Hölle sein, in der ein Teufel dem andern das Leben sauer macht. Der Spruch Terzky's in Schillers Wallenstein:

„Denn nur vom Nutzen wird die Welt regiert,"

gilt aber nur in der Welt der Terzky's, Wallensteine, Napoleone u. s. w. Er enthält eine thatsächliche, aber keine sittliche Wahrheit. Jener andere aber: „So dir Jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar, — so dir Jemand den Rock nimmt, dem gieb auch den Mantel," — ist, wie Thomas Paine richtig bemerkt, ein Meuchelmord an der Würde der Persönlichkeit und erniedrigt den Menschen zu einem kriechenden Hunde.

Jedoch der Mann, der die Pharisäer „Otterngezüchte" nannte und die Krämer und Wechsler aus dem Tempel jagte, richtete sich selbst nicht ganz nach seiner Vorschrift. Die Wahrheit liegt, wie immer, in der Mitte. Wie zwischen der Alles auflösenden Hitze und der Alles erstarrenden Kälte die milde, wohlthuende Wärme, so liegt zwischen dem überfließenden Gefühls- und dem eiskalten Verstandesleben die Wärme des Vernunftlebens. Die Gegensätze des Gefühls und Verstandes sind vorhanden, aber das Leben nimmt ihnen nach und nach ihre Schärfe, versöhnt sie zur Vernunft. Das ist die Erlösung und Versöhnung, zu der die Menschheit sich entwickelt. Möge das Bewußtsein dieser Entwickelung in der Menschheit allgemeiner werden; es wird uns die großen Männer der politischen Geschichte und die hohen Menschen der Culturgeschichte verstehen und nach dem Vorbilde beider, jedoch immer mit größerer Beachtung der hohen Menschen, unser eigenes Leben regeln und bilden lassen, so daß jedes Einzelleben sich anschließt an ein höheres, an das Leben der Menschheit, dieses wieder an das Leben der Natur, die da ewig und unendlich ist wie Gott, der Geist, der sie belebt. Dieses Leben des Menschen als Menschheit und der Menschheit als Natur wird freilich erst nach Jahrtausenden allgemein gelten, denn erst dem Mannesalter und höheren Mannesalter der Menschheit wird die Vermittelung der Gegensätze, das Vernunft- und Weisheitsleben, die Objectivität des Seins beschieden sein. —

Durch unsere neue Weltanschauung erhalten wir das, was uns die beiden alten nicht lieferten, eine Geschichte; wir sehen rückwärts ein vergangenes Menschheitsleben und vorwärts im Geiste ein zukünftiges, wir referiren die Geschichte, wir diviniren sie. Sie ist uns nicht mehr ein Bericht über das Jammerleben des Menschen im irdischen Jammerthale, sondern ein Bericht seiner Entwickelung von niederen Stufen zu höheren, aus der Subjectivität des Seins mit seiner Unklarheit und seinem Hochmuth zur Objectivität des Seins, zur richtigen Würdigung der Natur und des Mitmenschen. Der Mensch will erst in's Paradies, er sieht es Jahrtausende lang im Geiste, ehe er wirklich hinein kommt. Aber sein Ideal ist anfänglich noch sehr unbestimmt, unklar, — es sind Gefühle, die eine Welt von Wahrheiten, aber auch von Mißverständnissen hervorbringen. Die Frucht erscheint nie fertig, sie muß erst werden und reifen. Die Mißverständnisse und Unklarheiten, die sich um das Ideal lagern und ansetzen, zerstreut nach und nach die Wissenschaft mit ihren klaren Resultaten. Die Erde ward aus einer vom Okeanos umflossenen Scheibe eine im Weltraum schwebende Kugel; zu den drei altbekannten Erdtheilen Asien, Europa und Afrika kamen durch Columbus Amerika und durch Cook Australien hinzu. Jahrtausende brauchte die Menschheit, um erst ihr Sonnenstäubchen kennen zu lernen, sich auf ihm zu orientiren. Mit Teleskop und Mikroskop wußte der Mensch sich Wissensreiche zu erobern, die seinem unbewaffneten

Auge verschlossen geblieben waren. So wuchs das Wissen, und mit dem Wissen gewann das Ideal an Klarheit. Der ferne Himmel näherte sich immer mehr der Erde, die Erfahrungen des Lebens bewirkten und beförderten diese Annäherung. Reiche gingen unter, neue entstanden, Völker wanderten, ein Volk nach dem andern griff in die Weltgeschichte ein, die Erfindungen trugen viel zur Bereicherung des Wissensschatzes bei. Die Kreuzzüge, die Länderentdeckungen, die Reformation zerstreuten schon so manche Unklarheit der Gedanken, am meisten aber that es die französische Revolution, in der ein ganzes Volk den Ruf nach Erlösung noch einmal ertönen ließ, den ein Einzelner, Jesus Christus, begonnen hatte. Ein ganzes Volk schrie jetzt nach Erlösung; wir hören von ihm denselben Ruf, wie von Christo, aber deutlicher, klarer, bestimmter, mehr auf's practische Leben gerichtet. Die Erfahrungen der Geschichte waren an der Menschheit nicht spurlos vorübergegangen. Wenn Christus gerufen hatte: Vater im Himmel, — Himmelreich, — Menschensöhne, d. h. wahre Menschen, so rief jetzt ein ganzes Volk und mit und nach ihm ein ganzer Erdtheil: Freiheit auf Erden, wie beim Vater im Himmel, wo sicher keine Knechtschaft ist; Gleichheit auf Erden wie im Himmel, wir sind ja alle Kinder eines Vaters; Brüderlichkeit der Menschen und Geltung der Menschenrechte. Die „mühseligen und beladenen" Völker blickten gespannten Geistes auf die französische Revolution und horchten auf ihren Ruf, und hören noch auf ihn, denn wir leben noch darin. Der Ruf wird noch fort und fort ertönen, bis die neue Menschheit endlich sagen wird: wir haben jetzt Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wonach unsere Väter so mühsam strebten, wir haben jetzt den Vater aus seinem fernen Himmel uns näher gebracht, wir haben jetzt den Himmel auf Erden, wir sind jetzt Menschensöhne, wie der, der sich zuerst so nannte.

Ja, hoher Geist der Vorzeit, es wird kommen, dein Reich des Friedens, des Menschenglücks, dein Himmelreich, aber nicht plötzlich, nicht vom Himmel herab, sondern in allmähliger, stetig fortschreitender, stufenweiser Entwickelung der Menschheit. Auch wird es nicht kommen in der Weise, daß das Ideal erreicht werde, daß ein liebender Mensch an der Brust des andern liege, daß Gütergemeinschaft, Communismus auf der ganzen Erde herrsche, wie du ihn im kleinen Kreise anordnetest und ausführtest. Der Communismus ist wohl im kleinen Kreise möglich; er ist ja auch wirklich in solchem Kreise, z. B. unter Ehegatten, überhaupt unter Menschen, die sich innig lieben. Da heißt es: was mein ist, ist dein, und was dein ist, ist mein. Daß er aber auf der ganzen Erde herrsche, ist ein unerreichbares Ziel, ist und bleibt Ideal; nur der Socialismus, eine Vermittelung des Ideals mit der schlechten, thierischen Wirklichkeit, des Communismus mit dem Egoismus, wird dereinst auf der Erde herrschen, wird die Menschen, durch das Band der Freundschaft verbunden, als treue Gefährten, als socii mit einander leben lassen.

Deine Ideen, hoher religiöser Genius, sind der Menschheit unverloren; wir aus unserer neuen Weltanschauung heraus nehmen sie auf, halten an ihnen fest und modificiren sie nur nach unsrer vorgeschrittenen Zeit. Deine Person der Liebe im Himmel als einem Raume wird uns zum Geist der Liebe im Himmel als einem Zustande, als dem Zustande der Vollkommenheit. Wir legen alles Schöne, Gute und Edle in diesen Geist, diesen Weltgott hinein, und sicherlich wird dies Alles als Minimum in ihm enthalten sein. Das ist nicht Anthropomorphismus, nicht Anthropologismus, überhaupt nicht Anthropismus; Gott ist uns ja kein Menschgott, sondern bleibt uns Weltgott; denn das, was wir in Gott hineinlegen, erfüllt ja sein Wesen nicht, ist ja nur ein kleiner, unbedeutender Theil seines Wesens. Auch Menschensöhne, wie du, hoher Genius, dich genannt hast, werden die Menschen dereinst sein, d. h. reine, wahre Menschen, nicht Thiere in Menschengestalt, die sich gegenseitig das Leben verbittern. Dein Himmelreich wird dereinst auf Erden eine Wirklichkeit sein; es ist ja das Ziel, wonach die Entwicklung der Menschheit gerichtet ist. Wir haben demnach ein Ziel vor uns, aber bis zum Ziele einen langen, Jahrtausende langen Weg; wir stehen am Anfang der Bahn und schauen das neue, schöne Menschheitsleben im Geiste, leben und sterben aber im alten; wir schauen das Paradies auf Erden, kommen aber nicht selbst hinein.

Es ist wohl dienlich und zweckmäßig, sich durch eine Zeichnung den Lebenskreis des Einzelmenschen und der Menschheit klar und deutlich zu machen, und eine solche wird dieser Schrift als Anhang zugefügt werden. Nichts hilft so sehr zur Deutlichkeit, als eine klare, anschauliche Zeichnung, und: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit," — sagt sehr wahr unser großer Lessing, — Wir haben zu fragen: Wie wird das Ziel der Menschheit aussehen, wie wird es möglich sein? Denn nur das Mögliche hat einen Anspruch auf Verwirklichung. Wir dürfen uns nicht Illusionen machen, nicht idealistisch schwärmen, sondern müssen den Menschen nehmen, wie er ist. Er kann nun einmal nicht Engel werden, das hindert sein bedürfnißvoller Körper; er soll aber auch nicht Thier bleiben, sondern er soll entsagen lernen, jeder Einzelne zum Wohl des Ganzen, damit er seinen Namen Mensch in Wahrheit verdiene. Fragen wir auch ferner: Wer wird die Völker zum Ziele führen? — so wird die Antwort lauten: der Deutsche. Die „gallischen Sprünge" thun es nicht, sondern der feste, sichere Gang. Was Tacitus von dem Deutschen sagte, hat die Geschichte vollauf bestätigt und bewährt. Wie im alten Deutschland jedes Gehöft vom andern gesondert war aus tief eingewurzelter Liebe zur Selbständigkeit und Freiheit, so steht auch jetzt noch der deutsche Grübler frei auf seinen eigenen Füßen. Von Europa strahlt die Bildung auf die übrigen Erdtheile aus; das Herz Europa's aber ist Deutschland. Als der Deutsche aufhörte, seine Auerochsen zu jagen, als er in

die Weltgeschichte mit eingriff, war er bestimmt, eine Hauptrolle darin zu spielen. Er hat sich nicht umsonst von seiner Bärenhaut erhoben, er ist zähe und wird nicht eher nachlassen, als bis er seine Bestimmung erfüllt hat. —

Wir leben noch im Staate der ungleichen Rechte, im Staate der Vorrechte (der Rechte, die vor dem Recht kommen) im Staate des Geburts- und Geldadels, im politisch- oder kirchlich-socialen Staat, — kirchlich-social, weil die Kirche den jetzigen socialen Zustand für den der Menschheit zukommenden und unabänderbaren hält, indem sie prinzipiell jede Entwickelung, jedes Fortschreiten und Besserwerden negirt und das Menschenleben in ein sündhaftes Jammerleben hier unten und ein glückliches Tugendleben dort oben theilt. Dort oben also erst die Tugend und das Glück, hier unten die Sünde und der Jammer! — Das ist doch gewiß von allen trostlosen Ansichten die allertrostloseste, dabei auch nicht die mindeste Handhabe bietend, die Trostlosigkeit zu ändern. Denn wenn der Mensch für diese Erde zum Thiersein verdammt und dort oben erst Mensch zu sein bestimmt ist, so hilft alles Sehnen, Wünschen und Hoffen eines irdischen Besserwerdens nichts, er ist Thiermensch und bleibt es für's Erdenleben. Wenn diese Ansicht, die den hungernden Arbeiter immer auf's Jenseit vertröstet, die richtige wäre, dann wäre alles Sehnen nach dem socialen Glück, alles Streben nach dem religiös-socialen Staat, dem Staat vom Göttlichen erfüllter und durchdrungener Menschen, dem Staat der Arbeitenden, der gleichen Rechte, der Menschenrechte ein vergebliches und thörichtes. Glücklicherweise ist sie aber eben so unrichtig, als der Verwirklichung des socialen Glücks hinderlich. Diese Ansicht hat und kennt eben keine Geschichte, keine Entwicklung der Menschheit, sondern nur Geschichten, eine eben so gut ein Bild des irdischen Jammerlebens, wie die andere. Was die alte Kirche im Verein mit der alten Schule nicht leistete und nicht leisten kann, das wird die neue Schule und neue Kirche leisten, sie wird der Gesellschaft und dem Staate Gottmenschen, Vernunftmenschen erziehen. Unser ganzes Leben ist ja eben ein Herausringen aus der alten Thiermenschheit zur neuen Gottmenschheit; wir sind im Geiste schon etwas Neues, in der That aber immer noch das Alte. Daher dieser Zwiespalt zwischen Idee und Wirklichkeit, dieses Seufzen, daß es nicht besser ist, und dieses Sehnen, daß es besser werde.

Die neue im Heranreifen begriffene Weltanschauung lehrt nun eben das Besserwerden, sie ist im Wesentlichen ein Uebergang aus der Subjectivität des Seins zur Objectivität desselben und damit zum Vernunftleben. Von den beiden auf dem Grundstandpunkt gegebenen Größen, Ich und Welt, überschätzte sich das Ich im Verhältniß zur Welt und gebar damit die Ueberschätzung des Ich dem Mit-Ich gegenüber. Der Mensch, der sich supra naturam dünkt, dünkt sich auch consequent supra hominem, der sich für hocherhaben

über das Andere hält, hält sich auch für erhaben über den Andern, er betont zu stark sein Ego der Natur und dem Mitmenschen gegenüber, er proklamirt den Egoismus.

Die Subjectivität des Seins macht das Leben zum Kampf, zum Kriegszustand. Es giebt Sieger und Besiegte, die herrschende Gesinnung ist der Egoismus. Jeder Egoismus, der nicht siegt, dient dem mächtigern Egoismus. Der mächtigere Egoismus befiehlt, der schwächere gehorcht. Dieselbe Demüthigung aber, die sich der schwächere Egoismus dem mächtigern gegenüber gefallen läßt, erspart er dem unter ihm stehenden noch schwächern Egoismus nicht, — Sklavensinn nach oben, Herrenssinn nach unten. Dem schwächern Egoismus werden vom mächtigern Befehle gegeben, denen er zu gehorchen hat. Diesen Befehlen gegenüber ist das Subject nicht mehr lebendes und denkendes Subject, es ist todt, es beugt sich in der Gesellschaft als Armer unter den Willen des Reichen, im Staate als Unterthan unter den absoluten Willen des Einen, der der Staat ist, in der Kirche als Laie unter den unfehlbaren Buchstaben, Papst u. dergl. Die Selbstbestimmung hört folgerecht auf; was das schwächere Subject sein soll, wird ihm von außen her gegeben. Das schwächere Subject ist dem mächtigern gegenüber ein todtes, kein lebendes mehr, zum Object entwürdigt, es ist dem Positivismus verfallen. Immer ist es der Eine, der ihm Befehle ertheilt, das eine mächtigere Subject, dem er sich widernatürlich beugen muß, in der Gesellschaft der Reiche, der Arbeitgeber, — im Staat der Eine, der auf dem Thron sitzt, — in der Kirche der Eine, der die priesterliche Weihe hat.

Diesem erstarrenden Positivismus gegenüber empört sich das nach Leben ringende Subject und ruft: Nicht Tod, sondern Leben, nicht Buchstabe, sondern Geist, nicht Autorität, sondern Majorität, nicht Positivismus, sondern Subjectivismus! — der Schwerpunkt des menschlichen Seins werde dem Subject zurückgegeben, liege in jedem Subject selbst. Im Egoismus und dem damit eng verbundenen Positivismus lebt Einer, die Andern sind diesem gegenüber zum Nichts verdammt, — der Eine genießt in der Gesellschaft, der Eine befiehlt im Staate, der Eine vergiebt Sünden in der Kirche. Dagegen sträubt sich das Leben selbst; kein Leben läßt sich durch einen Machtspruch zum Nichts verdammen, es ringt nach Gleichberechtigung und sagt: Was du bist, bin ich auch, Mensch und Subject; ich verlange die Rechte des Menschen von dir zurück, die du mir geraubt hast; ich verlange, daß du mich als gleichberechtigtes Subject anerkennst. Das will der Subjectivismus, er will Gleichberechtigung in der Gesellschaft (Genuß und Arbeit gerecht vertheilt), im Staate Mittheilnahme des Volks an der Gesetzgebung, in der Kirche protestirt er gegen die Autorität des Papstes und des Buchstabens. Nur in den Beziehungen des Menschen zum Menschen, des lebenden Menschen zum lebenden Mitmenschen, ist von Positivismus und Subjectivismus die Rede. Der Positivismus ist eine

Consequenz und nothwendige Folge des Egoismus, und nur von den kirchlichen, staatlichen und socialen Egoisten hört man auch den Vorwurf, daß unsere Zeit am Subjectivismus „kranke". Sie wollen eben allein gelten und, um dies zu können, die Geltung des Andern vernichten. Das gelingt aber nicht und kann nicht gelingen; kein Leben läßt sich ohne Weiteres vernichten. Der Subjectivismus ist demnach ein Zeichen von Gesundheit des Geistes, der sich nicht vernichten läßt. Denn wie die Subjectivität des Seins sagt: ich gelte, die Natur ist todt, — so sagt sie auch: ich gelte, der Andere ist ein Nichts gegen mich.

Der Subjectivismus ist aber noch nicht die völlige Gesundheit; denn die heißt: Objectivität des ganzen Seins. Die Rechte, die du dir von dem Mitsubject nicht nehmen lassen willst, gieb auch gerechterweise dem allgemeinen Object, der Natur, zurück, dann erst bist du völlig gesund. Objectivität des Seins heißt dem Einzelnen: sich als Menschheit im Zusammenhange mit der Natur wissen und aus diesem Bewußtsein heraus dichten, denken und leben.

Recapitulirend sagen wir demnach: Die Subjectivität des Seins, die Ueberhebung des Menschen über die Natur, führt zur Ueberhebung des Menschen über den Mitmenschen, zum Egoismus, und dieser zum Positivismus, der den Lebenden nicht selbst denken und leben lassen will. Dagegen empört sich das Leben selbst, das sich nicht alles geben lassen will, im Subjectivismus, der sonach ein Rückschlag zum Leben ist. Die Grundursache des Uebels wird aber nur gehoben durch die Objectivität des Seins, in welcher und vermöge welcher jeder Einzelne dem Mitsubject die Gleichberechtigung gern, freiwillig und als sich von selbst verstehend gewährt, weil das Bewußtsein allgemeiner Abhängigkeit von der Natur den Hochmuth und Dünkel des Einzelnen gar nicht aufkommen läßt. Die Objectivität des Seins ist eine Vermittelung der Subjectivität des Seins mit der Objectivität. Die Erfahrung, die Wissenschaft ist Objectivität ohne Sein; denn da sind wir nicht, d. h. produciren nicht, sondern recipiren nur. In der Wissenschaft ist jedes Ich nicht Ich, sondern Alle. Die Wahrheit der Wissenschaft ist eben objective Wahrheit, Wirklichkeit, Wahrheit für Alle. Die Objectivität des Seins hat den Egoismus nicht, d. h. die zu starke Betonung des Ego der Natur und dem Mitmenschen gegenüber, weil sie eben die gerechte Würdigung des Ich im Verhältniß zu Natur und Mitmensch ist. Wenn wir die Subjectivität des Seins überhaupt das Sein nennen, das Sein des Ich, weil es allein producirt, und die Objectivität das Wissen, das Nichtsein des Ich, weil es nur recipirt, so ist die Objectivität des Seins die Vermittelung des Seins mit dem Wissen, d. h. der Standpunkt, auf welchem unsere Innenwelt zwar nicht objective Wahrheit und Wirklichkeit beanspruchen kann, aber doch wenigstens Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Eine Gedankenwelt, die dem Wissen widerspricht, ist unmöglich und unwahrscheinlich.

Ich behaupte demnach in obigen Worten dem Materialismus gegenüber, es sei nöthig, daß der Mensch eine Gedankenwelt, eine Welt der Ideen und Ideale habe. Das ist ja eben sein Vorzug vor dem Thiere, daß er sich zur vorhandenen Außenwelt eine Innenwelt baut, daß er als Künstler und Schöpfer auftritt, *seine* Welt zur vorhandenen Welt hinzuschaffend. Der Mensch hat demnach und *muß* als Mensch zwei Welten haben, die Außenwelt und eine Innenwelt; das Thier hat nur die Außenwelt. Es ist eine merkwürdige Verkehrtheit, man kann sogar sagen geistige Krankheit, diese Behauptung zu leugnen, die Innenwelt des Menschen ganz und gar zu streichen, aus dem Grunde, weil wir ja doch nicht wissen, ob sie auch wirklich Realität habe. Das wissen wir freilich nicht und können wir nicht wissen, weil die Erfahrung uns hier im Stich läßt; wir können eben nur nach Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit unserer Ideen streben, können aber nie behaupten, daß sie *wirklich* seien. Wenn die Theologie dies behauptet, so irrt sie. Es kommen jetzt so manche strebsame Geister in den Fall, aus dem einen Extrem in's andere, vom Gefühlsstandpunkt auf den Verstandesstandpunkt zu gerathen, *alle* Ideen zu negiren, tabula rasa zu machen, wenn man eben die Ideen der Kirche negiren muß. Das trifft namentlich sanguinische Menschen, deren Temperament schon von Natur zum Ueberspringen aus einem Extrem in's andere hinneigt. Wenn sie die Harmonie ihres Innern nicht haben, das Gleichgewicht zwischen Phantasie und Verstand, dann finden sie gewöhnlich alleinige Befriedigung an der Harmonie der Töne oder der Farben, oder an den Productionen eines harmonischen Menschen. Sie suchen eben auswärts, was sie selbst in ihrem Innern vermissen. Das melancholische Temperament wird nie in solche Lage kommen, es kann ohne Innenwelt nicht leben, es schafft sich, sobald die bisherige mit der Wissenschaft nicht harmonirt, eine neue, die mit den Resultaten der Wissenschaft übereinstimmt, es ist *concentrische* Natur, das sanguinische *excentrische*. Wir wollen weder Gefühlsphantasten, noch kalte Verstandes-Eiszapfen sein; der Verstand ist wohl gut zur Würze jeglicher geistigen Speise, nicht aber Speise selbst. Mögen die Materialisten tabula rasa machen und in ihrer nihilistischen Sandwüste sich bewegen, wir lassen sie in ihrer trostlosen Einsamkeit; wir hinken weder auf dem einen, noch auf dem andern Fuße, sondern *gehen* auf beiden. Wir wollen die Phantasiereligion nicht, denn die Wissenschaft verneint sie, wir wollen aber auch nicht die Wissenschaft allein, denn das Gemüth hat auch sein Recht; wir wollen keinen phantasirenden Theismus, aber auch keinen materialistischen Atheismus, sondern bekennen uns zur *kosmistischen Vernunftreligion*, die einen Gott *glaubt*, die Menschen *liebt*, Unsterblichkeit *hofft* und Christum nicht mehr glaubt, sondern *weiß*, als Moment in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit, als Erwachen der Liebe in ihr. Wir sagen: Es giebt *ein höheres Etwas*, wir wissen nur nicht, *wie es aussieht*.

Wenn wir sagen: es sieht menschlich aus, wie die beiden Theismen thun, so irren sie. Wenn wir aber sagen: alles Schönmenschliche ist in ihm als Minimum enthalten, erfüllt sein Wesen aber nicht, sondern ist nur ein kleinster Theil seines Wesens, so irren wir sicherlich nicht. Das Letztere sagt der Kosmismus, er hat einen Weltgott, Weltgeist, keinen Menschgott, weder einen menschähnlichen im Himmel, noch den Menschen selbst auf der Erde. Es ist ein vergebliches Bemühen, einen Hochgedanken, der sich unserer Erfahrung entzieht, in die Erfahrung herabziehen, zum Gegenstand der Wissenschaft machen zu wollen. Alle Prädikate, die wir von Gott aussagen, erfüllen sein Wesen nicht, sagen nur eben das schönmenschliche Minimum aus. Er ist die Liebe, und doch mehr, als die Liebe, denn das Gegentheil der Liebe, den Haß, kennt er nicht. Er ist frei, und doch mehr, als frei; denn frei ist, wer gut und böse sein kann, Gott aber kann nicht böse sein. Alle Gegensätze, in denen sich unser Leben bewegt, hören in Gott auf; er ist der Gegensatzlose, der Seiende ohne Werden, das feste, ruhende Centrum alles bewegten Kreislebens.

Nachdem uns die kosmistische Vernunftreligion in das rechte Verhältniß gebracht hat zum großen Complex der Dinge, zur Welt, führt sie uns aus dem Gebäude, wo der Theismus seinen Gott verehrt, hinaus in die belebte Menschenwelt, wo wir den Gott zu jeder Zeit verehren, wo wir ihm immer unsern Cultus widmen, indem wir unsern Mitmenschen ehren und lieben. Eng verbunden mit dem Kosmismus ist der Socialismus, das gemeinsame, freundschaftliche Wandern des Menschen mit dem Menschen, das Leben des Menschen mit dem Menschen als einem Freund und Gefährten auf der Lebensbahn. Wenn der Kosmismus das Verhältniß feststellt: Ich und das Andere, so der Socialismus das Verhältniß: Ich und der Andere; das Ich setzt sich in das richtige und würdige Verhältniß zu Natur und Menschenwelt. Der Kosmist giebt der Natur ihr Recht, der Mensch ist nur ein Theil der Natur; er giebt aber auch als Socialist dem Mitmenschen sein Recht, lehrt den Einzelnen entsagen zum Wohl des Ganzen, jeder Einzelne ist nur ein Theil der Menschheit, lebt nicht als Einzelner, sondern als Menschheit. Der Socialist bestrebt sich, die Frage aller Fragen zu lösen, die sociale Frage, sie lautet in einem Fragesatz: Wie bilden wir eine neue, vernünftige Gesellschaft? Wie schaffen wir das sociale Glück auf Erden, das die alte Kirche in's Jenseit verlegt, in's Jenseit, wo es bekanntlich keine Fürsten und Unterthanen, keine Priester und Laien, keine Reiche und Arme mehr giebt? Wir haben Staaten, in denen es auch keine Fürsten und Unterthanen, keine Priester und Laien mehr giebt; aber das sociale Glück wohnt noch nicht in ihnen, denn noch giebt es Reiche und Arme. Sobald dieser grelle Gegensatz aufhört, ist die sociale Frage gelöst. Der Reiche gehört nicht in's Himmelreich, sagte schon Christus; wo es noch Reiche und Arme giebt, ist noch kein Himmelreich.

Wie ist die sociale Frage zu lösen und das sociale Glück zu schaffen? — Durch Decrete, durch Edicte und Befehle? — Nein, so wenig, wie in jener Fabel der Sturmwind dem Wanderer seinen Mantel nehmen konnte; Gewalt thut es nicht, der Mantel des Egoismus weicht nicht der Gewalt. Die sociale Frage ist auf politischem Wege nie zu lösen, nur auf religiösem; nicht der Thiermensch, nur der Gottmensch wird sie lösen, wie die Sonne durch ihre Wärme in eben jener Fabel den Wanderer bewog, seinen Mantel abzulegen. Wenn der Gott im Menschen wohnt, ist das sociale Glück, das Himmelreich auf Erden. Die fortschreitende Bildung wird den Menschen dahin führen; der Mensch ist schon besser geworden nach dem Zeugniß der Geschichte, er wird noch ferner besser werden.

Wie aber wird das Himmelreich auf Erden aussehen? Wie wird es möglich sein? Wie wird das Menschenleben aussehen, das eine Vermittelung ist zwischen Thier- und Engelleben? — Man kann sich da verschiedene Bilder des künftigen menschheitlichen Glücks ausmalen, man hat sie sich schon ausgemalt. Doch kann man nur in großen Umrissen die Zeichnung versuchen, und nur das Mögliche darf dieselbe enthalten. Das sociale Glück, soweit es möglich ist, wird auf Erden wohnen, wenn folgende Sätze verwirklicht sein werden: Die menschliche Gesellschaft besteht aus noch nicht Arbeitenden (Kindern), aus Arbeitenden und aus nicht mehr Arbeitenden (Kranken, Greisen). Die noch nicht Arbeitenden werden auf Kosten des Staats unterrichtet, alle erhalten gleichen Unterricht; die nicht mehr Arbeitenden (Invaliden der Arbeit) werden auf Kosten des Staats ernährt. Der Staat ist die Gemeinde der Arbeitenden. Jeder zur Arbeit Fähige muß arbeiten, wenn er leben will. Capitalien giebt es nicht mehr, Zinsen und Wucher hören auf, das Geld ist keine Macht mehr. Jeder besitzt nur während seiner Lebenszeit, nach dem Tode verfällt sein Besitz dem Staate. Vererbung des Besitzes hört auf, ist auch im religiös-socialen Staate unnöthig, da Jeder zu leben hat, wenn er nur arbeiten will; Ueberfluß, schwelgerischer Lebensgenuß hört auf. Jeder zur Arbeit Willige erhält Arbeit und durch sie seinen Lebensunterhalt. Er hat sich an eine der bestehenden Associationen anzuschließen. Die Associationen bilden sich nach den vorhandenen Bedürfnissen der Menschen. Es besteht Association neben Association im religiös-socialen Staat, während im politisch-socialen Staat (der Teufel ist bekanntlich der beste Politiker) Kriegszustand des Einzelnen gegen den Einzelnen. Es giebt Associationen der Arbeitenden für 1., Bearbeitung des Bodens, ohne dessen Früchte wir nicht existiren können, 2., für Wohnung, 3., für Bekleidung, 4., für Nahrung des Leibes, 5., für Nahrung des Geistes (Kunst und Wissenschaft). Die fünf Associationen wählen jede für sich Vertreter, Vorstände; die Vorstände der Associationen wählen wiederum Staatsverwalter, Minister; die Staatsverwalter wählen sich einen Vorsitzenden, Präsidenten. Dies ist in einzelnen Hauptzügen und

Hauptstrichen der sittliche, religiös-sociale Staat, der Vernunftstaat der reinsittlichen, unegoistischen Menschen, das Himmelreich auf Erden. Die Maxime heißt: Entsagung! — Entsagung des Einzelnen zum Wohle des Ganzen! — Nicht mehr Streit der Einzelinteressen, sondern Förderung des Gesammtwohles! — Wenn der Mensch seine Lehrzeit und Wanderjahre in Zwangsanstalten, wie Mönchsthum, Soldatenthum u. dergl. und in Menschenschlächtereien und fortwährendem socialen Kriegszustand zugebracht hat, dann wird er gewiß seine Meisterjahre in Freiheit und Heiterkeit genießen, er wird das haben, wonach er sich jetzt noch sehnt, das sociale Glück, in dem es nicht Reiche und Arme, sondern nur mehr und minder Wohlhabende giebt, in dem Genuß und Arbeit, des Lebens Lust und Last gleich vertheilt sind. —

Schlußbemerkung.

Nachdem ich nun in Kurzem den reichen Gedankenstoff auf diesen wenigen Bogen dargestellt habe, verweise ich den Leser auf das noch herauszugebende größere Werk: „Die neue Religion und die neue Menschheit." Hat der Leser Interesse gewonnen für meine Ideen und Bestrebungen, so bitte ich ihn freundlichst, mich in meinem Vorhaben zu unterstützen, mir brieflich seine und seiner Freunde und Gesinnungsgenossen Subscription noch im Laufe des Jahres 1870 zukommen zu lassen. Ich bedarf der Subscribenten ca. 300. Der Leser wird mir beipflichten, wenn ich von mir sage: Ich zerstöre nichts, ich baue nur an die Stelle des vor Alter von selbst einfallenden Gebäudes ein neues, der fortgeschrittenen Zeitbildung gemäßes. Ich lasse mir meine Innenwelt nicht geben, so daß es etwa heißt: Pauli, Luther's u. s. w. Innenwelt gilt, du mußt sie annehmen, sondern ich bilde mir meine Innenwelt selbst, zur Außenwelt meine Welt und habe sie auf diesen wenigen Bogen in kurzen Umrissen dargestellt. Ich nehme die Gottesidee des jüngeren Fichte, wie ich sie in Karl Schwarz's Werke: „Zur Geschichte der neuesten Theologie" gefunden habe, mit freier Wahl an, weil ich sie für die beste halte und weil sie zu meinen übrigen Ideen über Gesellschaft, Staat, Menschheit u. s. w. ganz vorzüglich paßt. — Die geehrten Redactionen, denen diese Schrift zugehen wird, bitte ich um Recension derselben in ihren Blättern und gefällige Zusendung des die Recension

enthaltenden Exemplars. Die freireligiösen Sprecher und Denker, strebende Gesinnungsgenossen und Freunde, denen ich diese Schrift als Geschenk zusende, bitte ich gleichfalls, mich in meinem Vorhaben freundlichst zu unterstützen und mir zur Herausgabe des größeren Werks durch Subscription und Sammlung von Subscribenten behülflich zu sein.

Was nun die beifolgende Zeichnung betrifft, so will sie anschaulich nur sagen: So ist der Lebenskreis des Einzelmenschen, ihm analog wird der Lebenskreis des Gesammtmenschen sein. Jedes Lustrum im Lebenskreise des Einzelmenschen entspricht 2000 Jahren im Lebenskreise der Menschheit. Die Menschheit hat demnach noch nicht ihr zwanzigstes Jahr erreicht, es ist noch viel in ihr zu werden, zu reifen und zu entwickeln, ehe sie in die Jahre des Vernunft- und Weisheitslebens tritt. Es werden darüber noch viele Jahrtausende vergehen; aber hinkommen wird sie endlich zu diesem Ziele, wo der Thiermensch sich zum Gottmenschen herausgebildet haben wird. Uns Jetztlebenden aber, die wir das Paradies im Geiste sehen, aber nicht hineinkommen, möge der Gedanke trösten, daß es uns unbenommen bleibt, ja sogar geboten ist, im kleinen Kreise der Gesinnungsgenossen uns jetzt schon ein Paradies zu schaffen, mit dem Menschenparadiese also im Kleinen den Anfang zu machen. „Der Freundschaft leise, zarte Hand" und „Beschäftigung, die nie ermattet" sollen darin unsere Tröstungen sein, bis der Tod uns müde Erdenwanderer ins kühle Grab legt. Die Menschheit ist eine nach einem fernen Ziele wandernde Masse von Menschen; die vorderen Reihen sinken allgemach ermattet hin, und über sie hinweg wandert die nachfluthende Menge. Jeder Einzelmensch trägt den Geist der vergangenen Jahrhunderte in sich und giebt ihn weiter, und der Zukunftsmensch, der Weisheits- und Vernunftmensch sieht dereinst auf die lange Reihe der Menschheitsthorheiten zurück, wie der Einzelmensch auf die seinigen. Möge Jeder sich bestreben, zunächst sich selbst und dann die Menschheit aus einem Thiermenschen zum Gottmenschen zu machen!

Wenn dies allerseits geschehen sein wird, wenn das Thierische aus dem Gesammtmenschen gewichen und das Göttliche allein in ihm wohnt, wie schön wird dann sein Leben sein, das Himmelreich auf Erden! In dem Himmel, den die Kirche ihm jetzt noch in's Jenseit verlegt, lebt er dann schon hier, — in dem Himmel, wo es nicht mehr Könige und Unterthanen, Priester und Laien, Reiche und Arme, nicht mehr Erdengötter und Erdenwürmer, sondern Menschen giebt, — in dem Himmel, wo der Staat nicht mehr das selbst thut, was er seinen Bürgern verbietet, das Stehlen, das Morden u. s. w. — in dem Himmel, wo der politische und der sociale Krieg aufgehört hat, jener fürchterliche Krieg, der schon ein Blutmeer geschaffen, auf dem die Kriegsschiffe aller Nationen bequem herumsegeln könnten, jener Krieg, der Länder, Städte und Fluren verwüstet und den leiblichen und bürgerlichen Ruin der Menschen zur Folge hat. Das

Himmelreich ist ein Reich des Friedens, des socialen und politischen Friedens, Jeder lebt und hat zu leben, Jeder fühlt sich wohl und glücklich; die beiden grellen socialen Gegensätze, der Ueberfluß und die Armuth, hören auf, es giebt keinen schwelgenden Reichen und keinen darbenden Armen mehr. Jenes häßliche Zanken um das Mein und Dein hört auf, jenes widerliche Bild, auf dem man nahe Verwandte, nachdem der Vater oder die Mutter gestorben und begraben sind, sich um die Hinterlassenschaft in widerlichem Gezänke herumstreiten sieht. Geburtsaristokraten mit ihrer Ahnentafel und Geldaristokraten mit ihrem Geldsack giebt es nicht mehr; nur noch die Aristokratie des Geistes hat Geltung, jeder niedere Geist huldigt gern dem begabteren höheren Geiste, jeder Geistesknappe gern dem Ritter vom Geist. Der Mensch lebt dann im leiblichen und geistigen Wohlsein, bildet seinen Geist durch die Schätze der Wissenschaft und verschönt sich das Leben durch die Kunst. Was jetzt nur dem Reichen und Glücklichen zu Theil wird, die Kunst mit ihren schönen Gaben in Tönen, Worten, Stein und Farben, wird dann ein Eigenthum aller Menschen sein. Wie schön wird demnach das Zukunftsleben sein, das Reich des ewigen Friedens! —

Sollte nun aber hier und da ein weltkluger Verstandesmensch meinen, das seien wohl Alles schöne Phantasiegebilde, aber ihre Wirklichkeit werde nie eintreten, der Mensch werde immer so bleiben, wie er ist, d. h. im Grunde, wie er, der weltkluge Sprecher ist, so ist einem solchen zu sagen: Das Paradies ist möglich, denn es war und ist im kleinen Kreise schon möglich, und es wird durch die nicht wegzuleugnende fortschreitende Bildung dereinst auch wirklich sein. Denken wir uns alle hohen und edlen Menschen der Vorzeit, die Socrates, Plato, Jesus, Johannes u. s. w. wiederauferstanden und mit den hohen und edlen Menschen der Jetztzeit zu einem Staate vereinigt, so würde dies ein religiös-socialer Staat sein, ein Staat, in dem der thierische Bodensatz fehlt und nur das Göttliche Geltung hat. Jene superklugen Weltmenschen halten eben das Himmelreich für unmöglich, weil sie sich keine andersgearteten Menschen denken können, als sie selbst sind, und documentiren mit ihrem superklugen Zweifel nichts weiter, als ihre eigene Erbärmlichkeit. —

c. 1000. plate

Lebenskreis des Menschen und der Menschheit.

Erfahrung und Wissenschaft sollen den Menschen aus der Subjectivität des Seins herausbringen, aus dem ausschliesslichen, einseitigen Sein, sie sollen aber nicht in's andre Extrem, zur Vernichtung des Seins, zur einseitigen Objectivität führen, sondern zur Objectivität des Seins. Sie sollen es und thun es in naturgemässer Entwicklung.

a. Männer der Wissenschaft, Gelehrte, ihr Forschen gilt der Aussenwelt, sie berichten uns das objectiv Wahre, empirisch Wahre, Wirkliche.

b. Grosse Männer der politischen Geschichte, ihre Thätigkeit richtet sich aufs patriotische, staatliche und sociale Interesse, im Allgemeinen aufs Nützliche.

c. Hohe Menschen der Culturgeschichte, Schöpfer der Ideen und Ideale, der Gedankenwelten, ihre Thätigkeit ist auf das Wahre (rationell Wahre), Gute und Schöne gerichtet.

Wie und wo ich bin, sind meine Götter — naive Subjectivität — Classicismus —
Ich will sein, wie und wo mein Gott, mein Ideal ist — sentimentale, leidenschaftliche, sehnsüchtige Subjectivität — Romanticismus — } Ich. Extrem des Gefühls.

Ich bin nicht, die Welt ist, sie spricht zu mir, ich höre, recipire nur — reine Objectivität (der Wissenschaft) — Empirismus, Materialismus — Welt. Extrem des Verstandes.

Ich werde sein in naturgemässer Entwicklung annähernd wie mein Gott, mein Ideal — Objectivität des Seins — Kosmismus — Ich und Welt. Vermittelung der Vernunft.

Druck von Albert Heine in Cottbus.

LBAp'22

LIBRARY OF CONGRESS
0 021 899 263 8